



Johannes Schlas.

# DER SOZIALISTISCHE AKADEMIKER

II. Jahrg.

1896. — Mai.

No. 5

---

Redaktion: Berlin N. 4, Invalidenstr. 145.

---

## Sozialismus und Darwinismus.

Von Wilhelm Bölsche in Zürich.

Ueber die Beziehungen zwischen Sozialismus und Darwinismus existirt eine ziemlich umfangreiche Litteratur. Ein grösserer Theil scheidet allerdings für jede Betrachtung, die höhere Maassstäbe sucht, aus; denn er ist entstanden im Kleinkampf des Tages, dient vorübergehenden engen Kampffinteressen und ficht mit den Mitteln, die eine wenig wählerische Partelleidenschaft hier wie anderswo als gewohnheitsmässiges Uebel mit sich herumschleppt. Der bleibende Rest ist nicht eben gross, aber er ist ernst und kann als das vorläufige Material für eine erspriessliche Verständigung dienen. Dennoch wird man auch hier einen gewissen Ton auf das Wörtchen „vorläufig“ legen müssen. Auch in den ernst zu nehmenden Aeusserungen zur Sache, die seit einigen dreissig Jahren vorliegen, finde ich fast durchweg eine gewisse Fehlerquelle in Wirkung, die das klare Bild herabdrückt und ihm den Charakter noch eines ersten Tastens und Versuchens verleiht. Im Grossen und Ganzen umspinnt der genannte Zeitraum zwei Generationen, — zwei Generationen solcher, die über Dinge wie Sozialismus und Darwinismus schreiben. Die erste Generation, sagen wir etwa die der beiden ersten Jahrzehnte, von sechszig bis achtzig, war charakterisirt durch lebhafte und begeisterte Verfechter des Darwinismus. Der Darwinismus war damals neu und zündete in den empfänglichen Gemüthern. Man warf sich mit Eifer darauf, ein klares Bild von seinen grossen Ideen zu gewinnen und in die Massen hinein weiterzugeben. Die Kreise, die hier vorangingen, standen dem Sozialismus, wie er sich langsam emporarbeitete, durchweg sehr fern. Wenn sie das Wort in den Mund nahmen, so verbanden sie damit meist einen so oberflächlichen oder unmittelbar irrigen Sinn, dass von einer eigentlichen Stellungnahme gar keine Rede sein konnte, und erst ein ganz neues Terrain nöthig gewesen wäre, um sie vor die wirkliche Wahl einer ernsthaften Anhängerschaft oder Gegnerschaft zu stellen. Man kann den Einzelnen entschuldigen, dass es so war; er litt unter den merkwürdigen politischen Bedingungen, die eine

ganze Generation unserer „Gebildeten“ in ihrem Bildungsgang beherrscht hatten; aber die Thatsache darf man heute ruhig aussprechen, wenn es sich um die Erklärung für ein oft widerspruchsvolles und vorschnell ab-sprechendes Verhalten geistig hoch bedeutender und im Herzen tief freiheitlich veranlagter Männer handelt. Denn es ist klar, dass bei so ungleicher Materialbeherrschung die ersten Vergleichen von Sozialismus und Darwinismus zu ziemlich unklaren Ergebnissen führen mussten. Seitdem haben wir das Aufwachsen und Reifwerden einer zweiten Generation erlebt, für die unter allen grossen Geistesfragen der Zeit der Sozialismus beinah an die erste Stelle gerückt ist. Ganz einerlei, wie man sich zu ihm im Urtheil verhalten will: man ist unter der Wucht der Umstände mindestens genöthigt worden, sich genauer über seine wahren Grundlagen zu unterrichten und sich ein scharfes Bild davon zu machen, was er eigentlich will. Die Zeit ist kurz, und doch ist bereits unverkennbar, wie stark die Sachlage sich verändert hat. In einem absehbaren Termine wird eine gewisse Durchschnittskenntniss von der wirklichen Tragweite des sozialistischen Problems bei allen Gebildeten, die über Tagesfragen schreiben, zu finden sein, und es wird wenigstens nicht mehr möglich sein, dass Köpfe von weitem Ueberblick eine haltbare Kampfesstellung einfach deswegen nicht finden können, weil ihnen ein Nebel über der wahren Schlachtlinie liegt. Merkwürdiger Weise hat aber jetzt der Ausblick nach der andern Seite hin vielfach an seiner Freiheit eingebüsst. Die junge Generation, die den Begriff Sozialismus sich hat konkret werden lassen, hat das scharfe Bild des Darwinismus in gewissem Sinne wieder verloren, welches der vorausgehenden deutlich vor Augen stand. Der Darwinismus hat seit den dreissig und mehr Jahren, die er jetzt bei uns wirkt, selbst gewisse Entwicklungen durchgemacht. Er ist geklärt, reifer geworden. Eine Menge Probleme sind innerhalb seines Rahmens hervorgetreten, die, richtig weiter gedacht zu mehr oder minder unerwarteten Vertiefungen und Erweiterungen führen müssen und zum Theil schon geführt haben. Erst langsam hat die rechte Vertheilung des grossen Kerngedankens in die einzelnen Fachdisziplinen sich vollzogen. Erst langsam hat das philosophische Denken den Riesen meistern gelernt, der plötzlich und kühn auf den Plan getreten war. Diese Dinge sind aber nicht mehr so in die Welt gedrungen, wie die ersten feurigen Pioniergedanken. Während die sozialistische Bildung sich von einem tiefen Niveau glücklich heraufgekämpft hat, ist die darwinistische Bildung nach einem ersten schönen Ansturm in der Masse der Gebildeten eher abwärts gegangen. Und so hat sich das Bild abermals getrübt. Anfangs mühte sich eine starke darwinistische Ueberzeugung mit einer ziemlich fehlerhaften und verworrenen Kenntniss der sozialistischen Ideen ab. Gegenwärtig erscheint eine starke, noch immer nicht ganz reine, aber doch bemerkenswerth geklärte sozialistische Ueberzeugung oft in Berührung mit einem nebelhaften Darwinismus, der jedenfalls mit dem, was heute im Kreise der eigentlich mitschaffenden Geister unter Darwinismus verstanden wird, sich nur noch ganz mangelhaft deckt.

Es hängt eng mit diesem allgemeinen Missverständniss zusammen, wie sonderbar immer wieder das Verhältniss beider Gebiete zu einander

gefasst wurde. Anfangs erschien der Darwinismus gewissen ängstlichen Gemüthern bedenklich, weil er dem Sozialismus Vorschub leiste. Es wurde dem zwar widersprochen, aber in der grossen Unklarheit, was Sozialismus eigentlich sei, blieb doch ein Stachel zurück, als wenn innerlich etwas Wahres daran sein müsste. Heute wird man öfter mit Schärfe betont finden, dass der Darwinismus in starkem Widerspruch zu den Hoffnungen stehe, die man auf Verwirklichung der sozialistischen Ideen setzt. An Stellen, wo diese Hoffnungen sehr stark sind, beginnt man auch wohl schon dem Zweifel Raum zu geben, ob die darwinistischen Ideen nicht zum Theil wenigstens sich nachmals noch wieder als irrig herausstellen könnten. Und dort umgekehrt, wo man dem Sozialismus auch jetzt noch, nach verbesserter Kenntniss seiner Ziele, entgegentritt, glaubt man keine bessere Waffe gegen ihn zu haben, als die darwinistische Doktrin.

In diesem Wechselspiel wunderlich beeinflusster und bald hier, bald da etwas defekter Meinungen ist es nicht leicht, die gerade Strasse wiederzufinden. Fasst man die beiden Begriffe so weit wie möglich, so erscheint im Grunde auch heute noch die Beziehung am deutlichsten, auf die vor Jahren, freilich in sehr drolligem Zusammenhang, der alte Virchow hingewiesen hat. Virchow meinte bekanntlich, als es sich um die Einführung des Darwinismus in den Gymnasialunterricht handelte, mit ihm käme ein destruktives Element in unsere Schule, das direkt der Sozialdemokratie in die Hände arbeite. In naivster Weise war hier zwischen den Zeilen als *tertium comparationis* in Sozialismus und Darwinismus zugestanden, dass beide ihrer Natur nach Gegner des Stillstandes seien, dass sie einen Wandel der Dinge, eine Entwicklung predigten, die durch alle Schablonen des Augenblicks, auch die traditionell heiligsten, durchbrechen müsse. Es ist gar keine Frage, dass der Sozialismus, einfach betrachtet als eine Bewegung, die ihre Hoffnungen auf eine Umwandlung der bestehenden Gesellschaftsformen und allgemeinen Ordnungen der Kulturmenschheit setzt, praktisch sich auf denselben Boden stellt, den der Darwinismus theoretisch für die ganze Vergangenheit der organischen Welt nachzuweisen versucht hat. In diesem Sinne ist der Sozialismus gar nicht denkbar ohne einen darwinistischen Grundgedanken, und wenn der Darwinismus nicht bereits existirte, so müsste sein tiefster Kern, die Entwicklungsidee, von der sozialistischen Doktrin gleichsam als Gedankenpostulat selbstständig erfunden worden sein. Bei alledem begeht aber der Virchow'sche Gedankengang den schweren Schnitzer, dass er den Leser glauben machen will, es müsse wegen jenes Vergleichungspunktes nun nothwendig der Darwinismus gerade den Sozialismus erzeugen oder wenigstens einseitig befördern. Dieselbe Gemeinschaft mit dem Darwinismus haben nämlich alle irgendwie entwicklungsfreundlichen, auf die Zukunft angelegten und der Gegenwart mit Kritik beegnenden volkswirtschaftlichen oder allgemein kulturellen Doktrinen. Man kann die Gegenwart für eine vorübergehende mangelhafte Phase der Menschheit und die Zukunft für das Reich des Heils halten von überaus verschiedenen Standpunkten aus. Wenn man dem Begriff Entwicklung gar keine konkrete Einschränkung

giebt, so begegnet sich in diesem darwinistischen Begriff nicht nur der Sozialist mit den verschiedenen Gattungen des Anarchismus, sondern streng genommen auch mit dem Theologen, der an eine fortschreitende Verwirklichung des Reiches Gottes, mit dem Mystiker, der an ein zunehmendes Hineinwachsen der Menschheit in eine übersinnliche Welt glaubt, und am Ende wird man mit demselben Recht die Heilsarmee oder den Spiritismus ein „Resultat des Darwinismus“ nennen können. Jedenfalls wird man dem Entwicklungsgedanken, wie ihn einerseits der Darwinismus und andererseits der Sozialismus vertritt, erst eine wesentlich individuellere, engere Fassung geben müssen, ehe man ein Urtheil abgeben kann, ob die Verwandtschaft wirklich eine intimere ist.

Die Entwicklungsidee als solche ist wohl ziemlich allgemein bekannt, weit älter als das, was wir seit ein paar Jahrzehnten unter der Devise „Darwinismus“ besitzen. Darwin konnte ein Princip nicht neu erfinden, das seit Jahrtausenden in philosophischen und religiösen Lehrgebäuden seine Rolle gespielt hatte. Was er an Eigenem dazu gab, war vielmehr schon eine scharfe Specialisirung: die Uebersetzung in's Conkrete des wirklichen Werdeganges der organischen Wesen auf der Erde. Indem er den Kreis seiner Betrachtung absichtlich einschränkte, zugleich aber hier die raffinirteste Beobachtung und Reflexion in Anwendung brachte, glückte es ihm nach seiner eigenen und seiner Anhänger Meinung zum ersten Mal, für ein beschränktes Gebiet natürlicher Entwicklung gleichzeitig den Sinn und die Methode dieser Entwicklung zu enträthseln. Als Sinn der organischen Entwicklung, wie sie im Pflanzen-, Thier- und Menschenleben sich einheitlich ausspricht, erscheint bei ihm die Anpassung, d. h. die grösstmögliche Widerstandsfähigkeit der Organismen gegenüber allen störenden Einflüssen. Im Dienste dieser Anpassung sehen wir die Organismen vom einfachsten Zustande übergehen zu immer verwickelteren Formen. Organe aller Art werden ausgebildet, soziale Verbände eingegangen, die gleich anfangs zu dem Wunderwerk der höheren, vielzelligen Lebewesen geführt haben, tausend Schutzmittel werden erprobt, die Kräfte des Körpers durch Arbeitstheilung ausgenützt, — bis schliesslich in der Centralisirung des Nervensystems, im Gehirn, ein wahres Universalmittel grandiosester Vertheidigung und Vorsorge entsteht, das im denkenden Kulturmenschen die Ahnung einer wahren Beherrschung der Erde, einer dauernden Ausschaltung aller irdischen Hemmungswerthe aufdämmern lässt. Als Methode glaubte Darwin mindestens für einen grossen Theil seines Gebietes die natürliche Auslese der Passendsten im Kampfe um's Dasein nachweisen zu können, die natürliche Zuchtwahl nebst ihren Hilfsprinzipien. In Gestalt des „Kampfes um's Dasein“, der in Darwins Wortsinn einen ungeheuren Complex verwickelster Erscheinungen umfasst, sind es hier die äusseren Verhältnisse und ihre unausgesetzten Widerstände selbst, die das Leben zu immer erneuten Anpassungen treiben, wobei allerdings vorausgesetzt wird, dass gewisse günstige Varianten unablässig als Rohmaterial diesem grossen Regulator aus den Organismengenerationen selbst heraus zur Verfügung gestellt werden. Grade dieser zweite Theil des Darwinschen Gedankenganges, der sich mit der Methode der An-

passung beschäftigt, ist subjektiv genommen seine genialste Leistung, aber unterliegt auch bei der enormen Verwicklung der Dinge den allergrössten Schwierigkeiten im Einzelnen, — Schwierigkeiten, von denen sich Darwin selbst stets eine sehr klare Vorstellung gewahrt hat, und die bei einzelnen seiner Nachfolger sogar bis hart an die Grenze des vollständigen Umdenkens im Detail geführt haben.

Obwohl sich Darwin, wie erwähnt, mit sehr geschickter Absicht sein Gebiet selbst eingeschränkt und bloss die specielle Entwicklung der organischen Wesen nach Sinn und Methode zu enträthseln versucht hat, ist doch darüber kein Zweifel, dass in seinem Ausschnitt noch in ganzem Umfang das Wesen fällt, das für den modernen Sozialismus ausschliesslich in Frage kommt: nämlich der Mensch. Auch er wird durchaus als ein Produkt der Anpassung gedacht, — als das vollkommenste, das dem Ideal denkbar grösster Vielseitigkeit hinsichtlich der Schutzmittel auf Erden unbedingt am nächsten kommende. Und auch bei ihm wird als Modus dieser Anpassung, als Modus seiner „Entwicklung“ mit ihrem prachtvollen Abschluss im Gehirn, wenigstens von Darwin selbst die Zuchtwahl vorausgesetzt. Wenn einzelne Mitstreiter Darwins, die Anspruch erheben, Darwinisten zu heissen, wie Alfred Russel Wallace, hinsichtlich dieses Modus beim Menschen doch eine Ausnahme konstatiren wollen und an einen übernatürlichen, die spiritistische Lehre streifenden Einfluss neben der natürlichen Zuchtwahl denken, dem das Edelste der Kultur verdankt werde, — so kann hier in Wahrheit dem klaren Sinne Darwin's gegenüber nicht mehr von wirklich darwinistischer Doktrin geredet werden; diese bleibt unbedingt innerhalb der natürlichen Ursachen. Hier — vor dem Problem des Menschen — begegnen sich nun Sozialismus und Darwinismus schon viel enger und eigentlicher. Weit über die Gemeinschaft im einfachen Entwicklungsgedanken hinaus nähern sich beide Lehren einander auf's engste in der Auffassung von der Menschheitsentwicklung als einem rein natürlichen, in den äusseren Existenzbedingungen begründeten Prozesse. Eine religiöse Auffassung, die zu ihrer Entwicklung die Hülfe Gottes braucht, sei es nun in Gestalt direkter Eingriffe, sei es auf dem stilleren Wege langsam eingeflösster „Ideale“, — sie wird hier endgültig abschwenken. Der Sozialismus schwenkt aber nicht ab, sondern lehnt sich hier erst eigentlich kräftig an. Wenn man sich über den thatsächlichen Werth und die Alleingültigkeit der extrem sozialistischen Geschichtsauffassung, wie sie Marx und seine Nachfolger vertreten, in den Kreisen unserer Fachhistoriker auf's heftigste in den Haaren liegt und noch lange liegen wird: — niemand wird bestreiten wollen, dass eine energischere Zurückführung der Kulturentwicklung auf rein natürliche Ursachen nicht leicht gedacht werden kann, als sie in der modernen „materialistischen Geschichtsauffassung“ unserer sozialdemokratischen Theoretiker gegeben ist. Indem die Kultur Zug um Zug in Abhängigkeit dargestellt wird von den wirthschaftlichen Bedingungen, führt diese Geschichtsauffassung, auch was die Methode ihrer „natürlichen Entwicklung“ anbetrifft, dicht an denselben Faktor heran, den Darwin so ausgiebig benutzt hat: den Zwang der äusseren Existenzbedingungen, der un-

mittelbar die Anpassungen heranzüchtet. Und wenn an der Darwin'schen Lehre eine gewisse Schwierigkeit von Beginn an haftete hinsichtlich der Entstehung jener ersten anpassungsgünstigen Variationen, die dem Regulierungsprozess des Existenzkampfes entgegenkommen müssen, wenn ein wahrer Anpassungsfortschritt möglich werden soll, so lässt sich auch dafür eine Analogie finden in der Schwierigkeit, die der rein wirtschaftlichen Erklärung des ganzen Kulturprozesses in dem ersten Aufblitzen einer kulturfördernden Idee in einem genialen Einzelkopf entgegensteht, — Schwierigkeiten, über deren Beseitigung in diesem Zusammenhang keine längere Auseinandersetzung gegeben werden kann, deren Existenz an beiden Stellen aber jedenfalls für einen starken inneren Zusammenhang spricht. Es ändert an diesem Zusammenhang gar nichts, dass beispielsweise Darwin gelegentlich Gewicht auf die bekannten Rechnungen von Malthus gelegt hat, denen die gangbare sozialdemokratische Auffassung scharf entgegentritt: nicht die Einzelheiten der Begründung, sondern die thatsächliche Ansicht von den Dingen entscheiden hier. In diesem Sinne ist es auch ein zwar oft wiederholtes, aber ewig gleich irriges Trugargument, wenn man betont hat, dass der Begriff „Kampf um's Dasein, wie ihn Darwin für den groben Existenzkampf der Thier- und Pflanzenarten eingeführt hat, sich keineswegs mehr decke mit dem unendlich verfeinerten Druck und Wandel der Existenzbedingungen des grossen Geisteswesens: „Mensch“ in der Kulturgeschichte. Thatsächlich hat Darwin seinen Begriff durchaus so definirt, dass er auch hier passt. Genau so gut, wie den Kampf der Pflanze um's Licht oder den Kampf des fleischfressenden Thieres um die mit Klaue und Zahn zu erobernde Nahrung, trifft der Begriff den Kampf von Gehirnwerthen gegeneinander beim Menschen. Als wenn das Gehirn im darwinistischen wie in jenem sozialistischen Sinne etwas anderes wäre, als ein raffinirtestes Schutzorgan, als eine positive Waffe ganz genau wie Klaue oder Zahn und von diesen nur durch einen Unterschied des Grades, nicht der Art getrennt. Der strikte darwinistische Begriff wird nicht einen Zoll anders, wenn man ihn anwendet bei Ideenkämpfen der subtilsten Art, bei dem Zwist von Weltanschauungen, der in der sachlichsten Weise nicht durch ein Tröpfchen Blut, sondern lediglich durch die reinsten Gründe der Logik oder des Gemüths ausgefochten wird, bei dem Fall von Entdeckungen und Erfindungen, die durch bessere „besiegt“ werden u. s. w. Thatsächlich liegen ja die Dinge übrigens nicht einmal so, dass man in der bisherigen Geschichte der Menschheit sich auf diese vergeistigte Form des Daseinskampfes allein beschränken könnte: der grobe Kampf, der nicht bloss mit dem Tod von Ideen wirtschaftet, sondern mit Scheiterhaufen, auf denen die Verfechter dieser Ideen schmoren, steckt noch tief genug auch in dem sogenannten Geisteswesen Mensch. Gerade jene geschichtliche Betrachtung, die mehr auf den wirtschaftlichen Untergrund der menschlichen Kulturentwicklung hingewiesen hat, hat uns erst recht die Augen geöffnet, wie viel Märtyrer und Opfer diese Entwicklung verbraucht hat, nicht bloss diesen oder jenen gekreuzigten und verbrannten Philosophen, sondern die Millionen, die namenlos ver-

bluten mussten in jeder Krisis eines wirthschaftlichen Umschwungs. Ich fürchte, dass wir nur zu wenig Grund haben, den „Kampf um's Dasein“ mit seiner Auslese bei uns in weitem Sinne zu fassen, selbst dann, wenn er es, wie es thatsächlich der Fall ist, sehr gut verträgt! Aber ob weit ob eng: jedenfalls wird die sozialistische Doktrin in ihrer grundlegenden Uebereinstimmung mit der darwinistischen hinsichtlich der Methode der Entwicklung von keinem Einwand aus dieser Richtung gestört. Man muss eine ganz andere Gedankenlinie ein Stück weit verfolgen, um auf Punkte zu kommen, die der allzu weitgehenden Analogie doch wieder entgegenzutreten scheinen.

Der Sozialismus vertritt nicht bloss eine Methode der Geschichtsauffassung. Er wendet sich in dem aktuellen Geschichtsmoment, den wir als Gegenwart durchleben, nothwendig auch direkt praktischen Zielen zu und ergreift Partei. Er glaubt in dem Gewirre einander widersprechender Phänome eine bestimmte Gruppe als die eigentlich fortschrittliche zu erkennen und sucht sie mit dem Rechte des bewussten Kämpfers zu fördern oder mindestens als die absolut erfolgssichere mit antheilnehmender Freude zu begleiten. Die Sicherheit des Blickes in dieser praktischen Zeitauffassung ist nun, wie leicht ersichtlich, nicht ohne Weiteres gewährleistet durch jene Gesamttanschauung von der Menschheitsentwicklung. Es ist also auch nicht unbedingt selbstverständlich, dass die Uebereinstimmung mit dem Darwinismus, die dort besteht, hier restlos fortbestehe. Und in der That ist vielfach mit höchstem Nachdruck behauptet worden, dass die praktischen Ziele des modernen Sozialismus mit einzelnen darwinistischen Voraussetzungen schlechterdings unvereinbar seien. Das gangbarste Argument der Art besagt, der Darwinismus vertrete ein aristokratisches Prinzip. Das Wörtchen „aristokratisch“ hat nur leider so verwirrende Nebenbedeutungen, dass man mit ihm fast durchweg irgendwo in eine Sackgasse fährt. Will man es in den darwinistischen Ideengang einschieben, so wird man als das aristokratische Prinzip des Darwinismus das „Ueberleben der Passendsten“ ansprechen müssen. Darwin hat nun umständlich genug dargethan, wie in dem grossen Existenzkämpfe der Thiere und Pflanzen auf der Erde im Allgemeinen immer nur eine Elite der kräftigsten, widerstandsfähigsten Individuen zur vollen Lebensreife und Fortpflanzung gelangt: eine Auswahl der Passendsten. Dabei ist es aber nicht möglich, eine allgemein gültige Definition zu finden, worin diese Widerstandsfähigkeit, dieser Beruf zum „Passendsten“ besteht. Sie können auf einer Unmenge verschiedener Eigenschaften je nach den äusseren Existenzforderungen beruhen. Ebenso ist keine Normalgrenze zu ziehen, wie gross jedesmal die Zahl der Elite sein soll, — auch das wird den Umständen nach ein vollkommen relativer Begriff sein. Wenden wir dieses Prinzip vom „Ueberleben der Passendsten“ jetzt einmal einfach auch auf die gegenwärtige Menschheit an. Sagen wir uns, was ja vor Augen steht, dass in der Menschheit unserer Tage fortgesetzt grosse Bewegungen gähren. Inmitten dieser Bewegungen muss sich die Bildung einer Elite, die allein das Banner der Zukunft trägt, vollziehen, wofern der Darwinismus auch hier unbeschränkte Geltung hat. Wo sollen wir diese

Elite suchen? Nennen wir sie meinetwegen die „Aristokratie“, die sich erhebt, — der Ausdruck ist zwar in mehrfacher Hinsicht mangelhaft. Ich denke, man wird mir kaum ernsthaft antworten wollen, es sei der Rest sogenannter echter Aristokratie, den wir noch in unsern Kulturländern besitzen, dieses seltsame „lebende Fossil“, irgendwie mit der gesuchten darwinistischen Aristokratie der „Lebensfähigsten“ gleich zu setzen. Aber man mag sich der Dinge erinnern, die oben über den Kampf um's Dasein in der Menschenwelt gestreift sind, und vielleicht wird man den Kreis unserer „Gebildeten“ von heute schlechtweg als die „Aristokratie“ fassen. Es ist keine Frage, dass in diesem Gedanken schon etwas Vertrauenerweckendes liegt. Trotzdem trübt er sich bei näherer Betrachtung. Man stutzt bei dem Begriff „Bildung“. Die sogenannte gebildete Klasse von heute ist nicht so gewonnen, dass alle Kulturmenschen von heute gewisse Bildungsmittel gleichmässig zur Verfügung erhalten hätten und sich dann aus der Masse eine Elite gebildet hätte, die mit den Bildungsmitteln etwas anzufangen und sich wirklich durch sie zu „Gebildeten“ zu machen gewusst hätte. Die Bildung erscheint in überwiegendem Maasse als Privilegium bestimmter besitzender Kreise, — für eine ungeheure Masse von Menschen aber kommt sie von vornherein gar nicht in Betracht. Unter solchen Umständen ist es schlechterdings unmöglich, auch unsere Bildungsaristokratie für eine wahre Aristokratie im Sinne Darwin's zu nehmen. Niemand kann beweisen, dass nicht in den Massen, die vorerst gar nicht zur Auslese gebracht sind, die stärksten Kräfte zur wahren Aneignung der Bildung stecken. Ohne Mühe lässt sich sogar der höchst beachtenswerthe Nachweis erbringen, dass bei jedem Versuch, die Bildung auszubreiten, gerade in den bisher noch ganz unbenutzten Kreisen die fähigsten Köpfe sich finden, während unsere eng in sich weitergezüchtete offizielle Bildungsaristokratie nur zu oft starke Degenerationszeichen aufweist, die vorläufig bloss unbeachtet bleiben, weil der Besitz der Bildung an sich eine so mächtige Folie giebt. Dieser Gedankengang ist von ausserordentlicher Tragweite für das ganze Problem. Auf der einen Seite scheint es in der That, dass mit der „Bildungsfähigkeit“ und der mehr oder minder erfolgreichen Ausnutzung der überkommenen Bildung ein Kriterium für die fortschrittlichen und erhaltungsfähigen Theile der modernen Menschheit gegeben sei. Auf der andern Seite sehen wir aber in der vorläufig grell vorhandenen Ungleichheit der Möglichkeit zur Erwerbung irgend welcher Bildung ein Hemmniss zur erspriesslichen Auslese in jenem Sinne. Wie stellt sich nun dazu das praktische Ziel des modernen Sozialismus? Ich verweise bloss auf die Paragraphen des Parteiprogramms der deutschen Sozialdemokratie, wo in der energischsten Weise die Freiheit der Bildungsmittel und Bildungsmöglichkeiten für Alle gefordert wird. Fasst man auch nur diesen einen Punkt in's Auge und denkt sich die gesammte wirthschaftliche Umwälzung, wie sie der Sozialismus erstrebt, gemünzt auf diese eine einzige Besserung, so erhellt schon mit voller Deutlichkeit, dass die praktischen Augenblicksforderungen des Sozialismus im strengsten Sinne für darwinistische Prinzipien fechten, oder, was die Sache wohl besser ausdrückt, die schärfste

Bethätigung eben des darwinistischen Ausleseprinzips selbst sind, das in einer Zeit der Verworrenheit mit Gewalt wieder zum Durchbruch ringt. Man hat diesen ungemein klaren Sachverhalt öfter durch den Irrthum getrübt, als gehöre zu den Voraussetzungen der sozialistischen Doktrin eine allgemeine „Gleichheit“ aller Kulturmenschen, und man hat gerade das verwerthen wollen, um ihr nicht nur faktisch unzulässige, sondern auch im Sinne des Darwinismus und seiner Fortschrittslehre theoretisch höchst bedenkliche Voraussetzungen in die Schuhe zu schieben. In Wahrheit fordert oder erwartet der Sozialismus etwas ganz anderes: nämlich eine gewisse Gleichheit der allgemeinen Bedingungen für die Entwicklung aller Individuen, eine Gleichheit gewissermassen in dem Sinne, dass alle Individuen als Parallelen beginnen. Wie hoch dann die eine oder andere dieser Parallelen vermöge ihres inneren Begabungsfonds wächst, das ist eine Sache ganz für sich und die darwinistischen Gesetze mögen hier in schärfster Form wieder in Kraft treten. Das einzige Argument, das ein Gegner vernünftiger Weise noch an dieser Ecke der Debatte vorbringen könnte, wäre Folgendes. Es fragt sich, ob nicht thatsächlich der Versuch, die allgemeinen Entwicklungsbedingungen wieder einer gewissen Gleichheit zuzuführen, doch wenigstens zeitweise und eigentlich ungewollt dazu zwingen werde, das Wachsthum der Individuen im Ganzen einzuschränken und, mindestens für eine Uebergangsepoche, eine gewisse Uniformität herbeizuführen, die dann allerdings nicht nur die anfängliche Richtung, sondern auch die individuelle Höhe der Parallelen einigermaassen beeinflussen müsste. Dieser Einwurf führt über jenes sogenannte aristokratische Prinzip des Darwinismus weit hinaus in das Herz einer viel umfassenderen Sache. Es kann in Wirklichkeit kein Zweifel sein, dass die Entwicklung der Organismen, wie sie im Sinne Darwin's gedacht wird, weit mehr noch als ein aristokratisches ein individualistisches Prinzip in sich trägt. Jeder tiefere Blick in den Gang der organischen Entwicklung auf der Erde zeigt, wie in der Vertiefung, Sonderung und gleichsam mikrokosmischen Ausgestaltung des Individuums der wesentlichste Fortschritt nach oben steckt. Im Menschen hat diese Individualvollendung ihren Höhepunkt erreicht hinsichtlich der ganzen übrigen organischen Welt. Die engere Kulturentwicklung dieses Menschen selbst aber ist abermals ein fortschreitender Individualisierungsprozess. Gerade der scheinbar widersprechendste Umstand in der Kulturentwicklung bestätigt das am tiefsten: der eminente Sozialsinn des Menschen und die grosse Hilfe, die ihm aus sozialem Zusammenschluss erwachsen ist; denn wo immer dieser soziale Zusammenschluss sich als glücklich und erfolgreich erwiesen hat, da beruhte er nicht auf blindem Aneinanderwachsen und Verkrüppelung des Individuallebens, sondern er drängte nach freier Schutzgemeinschaft vieler in sich geschlossener, bewusster Individualitäten. Jede Einschränkung des Individuums, so lässt sich darwinistisch mit bestem Recht argumentiren, würde beim Menschen die höchste Degenerationsgefahr bedeuten. Und es fragt sich, ob nicht der Sieg der sozialistischen Bewegung eine solche Einschränkung mitbringen müsste. Dieser Punkt ist ein sehr schwieriger. Er führt, wie die

Dinge heute liegen, in das Grenzgeplänkel zwischen der sozialistischen und der anarchistischen Theorie, in dem von beiden Seiten dem Augenblickskampfe zu Liebe manches übertrieben und verworrenere als nöthig wäre gemacht wird. Für mich steht eines als Grundlage jeder Betrachtung unumstösslich fest. Es ist die Thatsache, dass eine ärgere Unterdrückung des Individuums, als sie gegenwärtig an allen Orten und in allen Institutionen, wo man dem Sozialismus wie dem Anarchismus prinzipiell entgegensteht, vorhanden ist, bei bestem Willen nicht gedacht werden kann. Die Biographie eines modernen Menschen schreiben, der sein Leben lang mit den bestehenden offiziellen Lebensformen in Einklang zu bleiben suchte, heisst die Martergeschichte des Individuums in der grausamsten Form schreiben. Jede Entlastung, komme sie nun woher sie wolle, auch nur von einem Theil dieser Hemmungsmittel müsste als unberechenbar grosser Gewinn für unser darwinistisch werthvollstes Gut, die Freiheit des Individuums, angesehen werden. Nun lässt sich aber ebenso wenig ableugnen, dass der Sozialismus praktisch gerade die gefährlichsten und gewichtigsten dieser Hemmnisse zu beseitigen strebt und vermöge seiner ganzen Anlage auch wirklich beseitigen muss, wenn er sich treu bleibt. Wollen wir also selbst einmal dem Gegner zugeben, dass der Sozialismus gewisse zukünftige Gefahren für das Individuum enthalte, so arbeitet er jedenfalls doch zunächst in einer so gewaltigen Weise an der Befreiung von einer bestehenden Individualknechtung, dass die Frage mindestens offen bleiben muss, ob man das Gesamtniveau der Bedingungen für das Individuum sich nicht doch im absoluten Sinne nach seiner Einführung beträchtlich gehoben denken müsse. Mehr als eine gewisse Hebung ist aber nicht nöthig, um die Bewegung in Einklang mit den Darwinistischen Forderungen zu bringen. Gerade der strenge Darwinist wird niemals annehmen, dass der Sozialismus bereits das letzte Wort in der Entwicklung der Menschheit sei, er wird dahinter neue Bewegungen erwarten, die abermals Irrthümer ausmerzen und das Niveau weiter treiben. Nur das muss ihm entscheidend sein, ob der Sozialismus eine überhaupt fortschrittliche, oder ob er eine reaktionäre Erscheinung sei.

Ich glaube, dass man noch hinzufügen darf, es sei hier ein gewichtiger Punkt gegeben, wo das Studium des Darwinismus jederzeit von hohem Werth für die sozialistische Theorie sein muss. Es ist ziemlich sicher anzunehmen, dass im gesunden Lauf der menschlichen Entwicklung eine allzu starke Ablenkung von dem allgemeinen Prinzip der Individualfreiheit nicht leicht durchdringen kann, und in Zukunft immer weniger. In den paar Jahrtausenden menschlicher Kulturgeschichte, die wir überschauen, ist in wachsendem Maasse auf jeden Versuch einer Knechtung des Einzelnen durch religiöse, moralische oder wirtschaftliche Institutionen unfehlbar eine läuternde Krisis gefolgt, und in unsern Tagen sehen wir eine solche ja auch wieder vor der Thür. Will die Theorie also den wirklich echt fortschrittlichen Theil unserer modernen Bewegung treu widerspiegeln, so wird sie sich hüten müssen, in ihr Bild Züge aufzunehmen, die irgendwie das Individuum beeinträchtigen können.

In diesem Sinne, aber auch noch in manchem anderen, wäre eine möglichst sachkundige und immer erneut bethätigte Durchdringung der beiden grossen Disziplinen in hohem Grade wünschenswerth. Der Darwinist muss dabei lernen, dass seine allgemeinen organischen Gesetze ebenso gut oder wahrscheinlich sogar viel besser als bei beliebigen Thier- und Pflanzenarten in der Entwicklung der Menschheit verfolgt werden können, — vorausgesetzt natürlich, dass er den Menschen als exklusives Gehirn-Thier zu fassen weiss und nicht in die Irrbahn lenkt, das typisch Menschliche, das bewusste Denken und die geistige Vererbung durch Gedankentradition, als belanglos ausschalten zu wollen. Der Sozialist auf der andern Seite wird dagegen in diesen Gesetzen des Darwinisten letzte Prüfsteine und gewissermaassen Warten für eine ganz freie Allgemeinbetrachtung finden, abgesehen von der fundamentalen Förderung, die seine Methode der Geschichtsbetrachtung im Darwinismus erfahren muss. Differenzen im Detail werden, wo sie sich unleugbar herausstellen, stets zu einer förderlichen Nachprüfung anregen, die wahrscheinlich allemal auf irgend eine Unklarheit in einer der beiden Lehren aufmerksam machen und zu ihrer Klärung beitragen wird. Wenig Werth aber wird jede allgemeine Debatte haben, die von einer oder gar beiden Seiten aus auf Grund mangelhafter Kenntnisse geführt wird. Sollte vorläufig aus allerlei Gründen gerade diese Art von Debatten immer nur wieder auf den Plan kommen, so wäre es einstweilen rathsamer, jeder der beiden grossen Zeitbewegungen ginge ruhig ihren Weg für sich und kümmerte sich gar nicht um die andere. Im Resultat zusammenkommen werden sie eines Tages doch, genau so wie der Erfinder einer Maschine, der im stillen Kämmerlein arbeitet, und dem die soziale Frage ein Gräuel ist, eines Tages eben durch seine Maschine ein Faktor in der Volkswirtschaft ist, er mag nun wollen oder nicht. Aber ich denke mir, dass auch diese doch nur künstliche Scheidung nicht nöthig bleibt. In sozialistischen Kreisen braucht man ja nicht viel mehr zu thun, als dass man die allgemeine Achtung, die man der Naturforschung von Anfang an mit Recht entgegengebracht hat, noch etwas erweitert zu wirklichem Eindringen in die grossen Probleme, an deren Spitze sicherlich der Darwinismus steht. In den Kreisen der Naturforscher aber muss man ertragen lernen, dass der Weg der Wahrheit kein halber sein darf. Der Darwinismus hat lieb gewordene religiöse Traditionen mit harter Hand zerrissen, — er greift ebenso in's Herz traditionell geheiligter gesellschaftlicher Institutionen. Mancher, der dort schon muthig mitging, wird hier zaudern und in den Wolken des Zusammenbruchs das neue Licht zu verlieren glauben. Aber schon wächst eine neue Generation auf, die auch hier skrupelfreier ist, und sie wird die volle Energie besitzen, die grossen Gedanken ihrer Zeit unerschrocken bis zu Ende zu denken.

## Johannes Schlaf.

Von Dr. Paul Ernst in Wilmersdorf.

Johannes Schlaf wurde am 21. Juni 1862 in Querfurt geboren. Sein Vater war ein unbemittelter kaufmännischer Angestellter, der mit einem sehr kleinen Gehalt mühsam seine Familie ernährte. Unter grossen Entbehrungen ermöglichten die Eltern ihrem ältesten Sohne den Besuch des Gymnasiums zu Magdeburg, wohin sie später übergesiedelt waren, und der Universitäten Halle und Berlin, wo er zunächst Theologie, dann Philologie studirte.

Seine Studienzeit fiel in die Sturm- und Drangperiode unserer modernen deutschen Litteratur. Durch seine litterarischen Leistungen wurde er mit Hermann Conradi, dem einen der Führer der jungdeutschen Bewegung, befreundet, und in dem zweiten Band des von demselben herausgegebenen „Faschingbrevirs“ (Zürich 1886) finden sich die ersten, übrigens unbedeutenden Versuche Schlags. Es folgte ein Roman, „Des lieben Brotes wegen“ ohne litterarische Aspirationen geschrieben, der in „Schorer's Familienblatt pseudonym“ erschien.

Die jungdeutsche Bewegung war damals aus dem allgemeinen Gefühl bei den jungen Leuten entstanden, dass unserer Epigonenlitteratur, welche damals Deutschland beherrschte, während es in allen anderen Ländern schon eine bedeutendere Litteratur gab, irgend etwas entgegengesetzt werden müsse, was in der Richtung der Naturalistischen liege. Etwas Positives war jedoch nicht vorhanden, und so bot die ganze Bewegung ein unerquickliches Bild scheinbar unfähiger und jugendlicher Renommirsucht und ungewissen Suchens und Tastens nach Neuem, das zum schliesslichen Resultat nichts hatte, als in der Prosadichtung ungeschickte Schülerarbeiten, und in der Lyrik viele frische und tüchtige Töne neben manchem Thörichtem und Alten. Ueber den damaligen Stand der Lyrik kann man sich am Besten aus der Sammlung „Moderne Dichter“ (Berlin 1885) informiren; in der Prosadichtung schien am Meisten der inzwischen verstorbene Hermann Conradi zu versprechen. Die dumme und unwissende Menge, welche bei uns meist die litterarische Kritik macht, wandte sich einstimmig gegen die junge Bewegung und diskreditirte sie auf Jahre hinaus bei dem Publikum, das doch zu seiner Information auf sie angewiesen ist. Der „Kladderadatsch“ und der „Ulk“ richteten stehende Rubriken für „gründensche Lyrik“ ein, und unfähige „Kunstkenner“ wie Schmid-Cabanis brillirten in geistlosen Angriffen auf die erste Regung neu erwachender Kunst, welche in Deutschland nach Jahrzehnten der Ruhe zu spüren gewesen war.

Im Herbst 1887 begann Schlaf sein Zusammenarbeiten mit Holz, aus dem der Beginn einer modernen Litteratur in Deutschland entspriessen sollte.

Holz hatte zuerst einige Gedichtsammlungen veröffentlicht, von denen die letzte „Das Buch der Zeit“ (Zürich 1886) wegen ihrer grossen Bedeutung sich bis heute lebendig erhalten hat. Nach den Gedichten hatte Holz einen Roman „Goldene Zeiten“ begonnen, bei welchem er zum Nachdenken über die Technik seiner Kunst veranlasst wurde. Wie er zu seinen umwälzenden technischen Prinzipien gekommen ist, hat er dann in seinem Buche „Die Kunst“ auseinandergesetzt. Im Begriff, nun praktisch an die Arbeit zu gehen und auf Grund der errungenen Kenntniss das Leben darzustellen, traf er mit Schlaf zusammen. Er überzeugte diesen zu seinen Anschauungen und bot ihm an, gemeinsam mit ihm an die Arbeit zu gehen. Schlaf, der des Studiums schon längst überdrüssig war, willigte ein und zog zu Holz nach Niederschönhausen. Trotz der denkbar traurigsten materiellen Verhältnisse schritten die Beiden anuthig und zukunftsfröudig an die Arbeit.

Das erste Resultat der Zusammenarbeit war „Papa Hamlet“, ein Band mit drei Studien, nach deren erster es genannt war (Leipzig 1889); eine Anzahl anderer Skizzen, die gleichzeitig entstanden, erschienen erst später in der „Freien Bühne“ und dann gesammelt in den „Neuen Geleisen“. „Papa Hamlet“ wurde für eine Uebersetzung des Björne P. Holmsen aus dem Norwegischen ausgegeben, und trotzdem nur die Namen, und selbst diese nur zum Theil, norwegisch gemacht waren, gelang die Mystifikation.

Die Verfasser hatten schon bei diesen Skizzen theilweise an die Ausführung gedacht; wie das gemeint war, und dass dazu ein ganz intimes Theater vorausgesetzt wurde, zeigt bei der Lektüre z. B. die „Papiere Passion“. Damals war auch bereits die „Familie Selicke“ entstanden.

Unterdessen waren die Beiden mit Gerhard Hauptmann, der auch für das neue Kunstprinzip gewonnen wurde, näher bekannt geworden. Bald nachher entstand Hauptmann's Drama „Vor Sonnenaufgang“, dessen von Holz vorgesehener Titel symbolisch werden sollte. Kurze Zeit darauf erschien auch die „Familie Selicke“, deren erster und zweiter Akt während dieser Zeit gleichfalls beendet war (Berlin 1890).

Angeregt durch den Erfolg des Antoine'schen „Théâtre libre“ in Paris hatten einige Schriftsteller kurz vorher in Berlin die „Freie Bühne“ begründet. Sie führte Hauptmann's Stück auf, dessen ganz neue Art einen durchschlagenden Erfolg hatte; in einer der späteren Aufführungen kam auch die „Familie Selicke“ an die Reihe, bei welcher sich die Vorgänge beim Hauptmann'schen Stück wiederholten.

Als Kunstwerk betrachtet, ist die „Familie Selicke“ bedeutender wie „Vor Sonnenaufgang“. Das Leben in ihr ist frischer und unmittelbarer, und vor allem ist das Stück ohne jede Tendenz. Aber gerade die stark ausgesprochene sozialistische Tendenz, das noch von Ibsen her konservirte Problem, und die, vielleicht durch Tolstoi's „Macht der Finsterniss“ beeinflusste Brutalität der Mittel machten Hauptmann's Stück sofort populärer. Es schien in Manchem radikaler zu sein, wie die „Familie Selicke“, während diese in Wirklichkeit durch ihren völligen Verzicht auf das Lösen von „Fragen“, Theorien und Problemen weit revolutionärer war wie „Vor Sonnenaufgang“.

Kurze Zeit nach dem grossen Erfolg der „Familie Selicke“ mussten die Verfasser sich trennen. Sie waren voller Entwürfe und Pläne, aber es fehlte selbst das wenige Geld, dessen sie bedurften, um zusammen arbeiten zu können. Schlaf fuhr mit seinem letzten Gelde vierter Klasse nach Magdeburg zu seinen mittellosen Eltern; Holz rieb sich in Entwürfen und Plänen auf, wie eine materielle Selbstständigkeit zum Zweck weiteren Schaffens zu erzielen wäre.

In dieser unheilvollen Zeit wurden die Grundlagen zu Schlaf's späterer geistiger Erkrankung gelegt. In dem Bewusstsein, ein Haupthelfer der grossen und folgenschweren Neuerung in der modernen dramatischen Dichtung zu sein, im Gefühl, die Kraft zu besitzen, um noch Weiteres und Tüchtigeres zu leisten, war er, um seiner Familie wenigstens Etwas zum Ersatz für die Unkosten seines Aufenthalts bieten zu können, darauf angewiesen, einen Unterhaltungsroman für „Schorer's Familienblatt“ zu schreiben. Zu allem Unglück hatte er den Roman doch nicht so platt verfertigen können, wie es für ein Familienblatt nöthig ist, und die Arbeit wurde nicht acceptirt.

Dann schrieb er eine Reihe kleiner Stimmungsbilder, die nach einander im „Magazin für Litteratur“ und dann als Bändchen unter dem Titel „In Dingsda“ erschienen (Berlin 1892). Es ist dies eine andere Art, wie in den mit Holz zusammen geschriebenen Sachen: lyrische Augenblicksbilderchen von einem unsagbaren Reiz und Zauber und von echtester Wahrheit der Empfindung.

Kurz nach diesem Band erschien ein Drama „Meister Oelze“ (Berlin 1892), wieder im Stil der „Familie Selicke“, von tiefster psychologischer Analyse und intimster Beobachtung selbst der minutiösesten Aussendetails.

Das Stück, welches die höchsten Ansprüche an die Schauspieler stellt, wurde zuerst in der „Freien Volksbühne“ von ungenügenden Kräften recht mässig dargestellt. So kam es nicht mehr zur Aufführung in der „Freien Bühne“, welche, wie der Verfasser hoffte, eine Theater-Direktion zur Annahme des Stückes veranlasst und damit ihm endlich zu einem pekuniären Erfolg verholfen hätte.

So war auch diese Hoffnung fehlgeschlagen. In der ersten Frische der Jugend liess sich wohl eine Arbeit, wie er sie gethan hat, auch unter den bedrängtesten Verhältnissen leisten. Aber der jahrelange Kampf gegen das nackteste Elend, die nagenden Selbstvorwürfe, dass er seiner Familie, deren einziger Ernährer während der Abfassung des „Meister Oelze“ auf den Tod erkrankt war, nicht nur nicht helfen konnte, sondern sogar noch zur Last fiel, das bittere Gefühl, dass die einfache Noth ihn hinderte, durch ein neues Stück endlich mit mehr Glück sein Ziel zu erreichen, wie ja der gleichstrebende Hauptmann es erreicht hatte, dessen äussere Verhältnisse ihm die nöthige Konzentration ermöglicht hatten: alles das wirkte zusammen, dass er geistig schwer erkrankte.

So weit es ging, sorgten eine Zeit lang die Freunde für ihn. Er hielt sich bei diesem und jenem auf. Sein letztes schönes Werk, der „Frühling“, entstand, während er bereits bei einem Arzt in Behandlung war (gedruckt im „Modernen Musen-Almanach für 1894“). Es ist in der Art der kleinen Skizzen von „In Dingsda“.

Seitdem wurde sein Befinden immer schlechter. Seit einem halben Jahre weilt er in der Landes-Irrenanstalt Alt-Scherbitz. Hoffentlich gelingt es der dortigen aufmerksamen Pflege, den unglücklichen Dichter wieder herzustellen.

Ausser dem „Frühling“, welcher demnächst als Buch erscheinen wird, liegen noch zwei Bändchen lyrische Stimmungs-Skizzen druckfertig vor.

## Gedichte.

Von Hedwig Lachmann in Berlin.

### Wegelagerer.

Sie sind so müde. Täglich, bis zum Grabe,  
Auf rauhem Weg ein Gang am Wanderstabe.

Sie sind so arm. In Noth und Nacht geboren,  
Treibt jeder Morgen sie aus andern Thoren.

Mit ihren Bündeln, ihren Bettelwaaren,  
Am Waldesrande lagern sie in Schaaren.

Mit ihren Krücken, an den Meilensteinen,  
Im Strassenstaube sitzen sie und weinen.

Verwaist, verzagt, an jedem Stein ein Müder,  
Auf jeder Stirn ein Mal, sie Alle Brüder.

Sie Alle, auf den Knien, im Sande suchend  
Ein Körnchen Goldes — betend oder fluchend.

### Unterwegs.

Ich wandre in der grossen Stadt. Ein trüber  
Herbstnebelschleier flattert um die Zinnen.  
Das Tagwerk schwirrt und braust vor meinen Sinnen,  
Und tausend Menschen geh'n an mir vorüber.

Ich kenn' sie nicht. Wer sind die Vielen? Tragen  
Sie in der Brust ein Loos wie meins? Und blutet  
Ihr Herz, von mir vielleicht so unvermuthet,  
Wie ihnen fremd ist meines Herzens Schlagen?

Der Nebel tropft. Wir alle wandern, wandern.  
Von mir zu Dir erhellt kein Blitz die Tiefen.  
Und wenn wir uns das Wort entgegenriefen,  
Es stirbt im Wind und Keiner weiss vom Andern.

### Schicksal.

Nun pflück' ich jene herbe Frucht,  
Die noch an den Gesträuchen dauert,  
Wenn sie der Herbstreif überschauert,  
Und die in ihrer starren Hülle  
Verschlossen hält die Samenfülle,  
Doch die der Wanderer nicht mehr sucht.

Der Blume Lebenssitz und Kern,  
Trug sie im Sommerglanz der Haide  
Einst Blütenkrone und Geschmeide  
Von Tau, wie schimmernde Opale.  
Der Sommer schwand, es platzt die Schale,  
Der Wind trägt ihren Samen fern.

Es reift am fremden Ort zur Saat  
Der Keim vom Blüthenschooss gerissen,  
Versenkt, verscharrt im Ungewissen,  
Wie die Gewalten sich verkehren,  
Die in den Menschenseelen gähren,  
Zu fremder, ungewollter That.

Aus dunklem Grund wächst mir ein Loos,  
Gehegt, genährt an meinem Herzen,  
Gereift in Wunden und in Schmerzen.  
Ehdem empfangen in Bedrängniss,  
Bereitet sich mir ein Verhängniss:  
Die rauhe Frucht aus meinem Schooss.

## Die Irrthümer Ferdinand Lassalle's.

Von Paul Kampffmeyer in Zürich.

(Schluss.)

Nachdem Lassalle auf wirthschaftlichem Boden keinen Ausweg aus dem sozialen Elend gefunden hatte, musste er ihn auf einem anderen Gebiete suchen. Und er fand ihn unter den Fittigen des Staates. Gerade seine Definition des Staates stellte eine Art natürliche Brücke dar, die ihn bequem in das Gebiet des Staates hinüberleitete. Sein Staat war eine hohe sittliche, gleichsam ausserweltliche Macht, die sich weit über diese Welt der Klassen erhob.

Der Staatsbegriff der Bourgeoisie erschöpfte sich nach Lassalle in dem Schutze der persönlichen Freiheit des Einzelnen und des Eigenthums. Die Bourgeoisie kann sich nur den Staat unter dem Bilde eines Nachtwächters denken; ihre Staatsidee nennt Lassalle bezeichnender Weise eine „Nachtwächter-Idee“.

Ein ganz anderer Staatsbegriff als der bürgerliche hat sich dagegen dem grossen Agitator aus der Betrachtung der Geschichte erschlossen. Die Geschichte war und ist nach seiner Ansicht ein fortwährender Kampf mit der Natur, dem Elende, der Unwissenheit und Unfreiheit aller Art. In diesem Kampfe würden wir keinen Schritt nach vorwärts gethan haben, wenn wir ihn Alle einzeln, Jeder auf sich allein angewiesen, geführt hätten. Nur der Staat als die „Einheit der Individuen in einem sittlichen Ganzen“ konnte diesen Kampf siegreich führen und die Entwicklung des Menschengeschlechts zur Freiheit vollbringen. Seit jeher war nach Lassalle dies die treibende Idee des Staates gewesen. „Ein Staat, welcher unter die Herrschaft der Idee des Arbeiterstandes gesetzt wird, würde nicht mehr, wie freilich auch alle Staaten bisher schon gethan, durch die Natur der Dinge und den Zwang der Umstände unbewusst und oft sogar widerwillig getrieben, sondern er würde mit höchster Klarheit und völligem Bewusstsein diese sittliche Natur des Staates zu seiner Aufgabe machen“.

Von einem derartigen Staate erhofft Lassalle die Befreiung der Arbeiterklasse. Form und Gestalt erhält dieser Staat unter dem Einflusse des allgemeinen Wahlrechts. Unter der Herrschaft dieses Rechts erobern die enterbten Klassen die politische Macht und gründen mit Hilfe des Staates Produktivgenossenschaften im grossen Style.

Das Dogma von der Eroberung der Staatsgewalt und von der Erlöserrolle des Staates im Emanzipationskampfe klingt sehr vernehmlich aus vielen Flugschriften Lassalles heraus. Dieses Dogma steht nun im vollständigsten Gegensatz zu der bisherigen Geschichte, die stets die politische Emanzipation erst auf die wirthschaftliche folgen liess.

In Frankreich sehen wir die Bourgeoisie schrittweise die ökonomische Macht erringen. Die Adligen, müde jeder produktiven und staatlichen Thätigkeit, überlassen Pächtern und Vertretern ihre Güter und verzehren ihre Renten in den Hauptstädten. Die wirthschaftlichen und politischen Funktionen des Adels sterben ab, der Adel wird ein über-

flüssiges Glied an dem sozialen Organismus. Die bürgerliche Finanz kommt empor, mächtig erstarkt die Industrie, so dass ihr die Zwangsjacke der Zunftverfassung bald zu eng wird. Handels-Kompagnien entstehen; Adlige treten in ihren Dienst und nehmen dadurch, wie Lassalle treffend sagt, den Charakter „bewaffneter Kommiss“ dieser Gesellschaften an. Hier und dort beginnt der Adel, wie dies die Komödien Molière's beweisen, schon auf der Bourgeoisie herumzuschmarotzen. In der That und in der Wahrheit wird die Bourgeoisie wirthschaftlich und sozial Alles, sie bleibt aber staatlich mundtot. Da erfolgt 1789 die grosse Revolution und die Bourgeoisie ergreift die Staatsgewalt und schafft sie nach ihrem Bilde um.

Und ist es denn so ganz unmöglich, dass die Arbeiterklasse einen ähnlichen Weg der Befreiung wandelt, wie die Bourgeoisie? Man stelle sich vor, eine zielbewusste Agitation habe überall sozialistische Samenkörner ausgestreut. Grosse wirthschaftliche Organisationen der Arbeiterklasse dehnen sich über die kapitalistischen Länder aus. Die Arbeiter haben sich zu einflussreichen Gewerkschaften und Konsumvereinen zusammengeschlossen. Grosse Fabriken befinden sich da und dort schon in ihren Händen. In den Ortschaften, in denen die Wohnungsfrage brennend geworden ist, existiren grosse Miethervereine. Die Arbeiterklasse verfügt durch ihre wirthschaftlichen Verbände über eine grosse Gewalt. Sie kann dadurch ganze Zweige der Industrie zum Stillstand bringen, sie ist im Stande durch Mietheverweigerung einen Druck auf die Grundbesitzer zu üben und kann ihre Renten in Frage stellen. Eine derartig ökonomisch starke, vom sozialistischen Geist durchglühte Arbeiterschaft kann schrittweise an die Expropriation der Kapitalisten gehen. Nicht mit einem Schlage und unter Beihilfe eines grob schablonisirenden Staates, braucht die Expropriation vor sich zu gehen, und sie kann der blutigen Auftritte entzihen.

Mit der wachsenden wirthschaftlichen Macht der Arbeiterklasse wird sie ihren Gang ordnungsmässig und im Geiste der neuen humanen sozialistischen Moral gehen. Es ist klar, dass die organisirten Arbeiter eines Betriebes am Besten die Expropriation vollziehen können. Sie kennen den Betrieb genau und haben daher das beste Urtheil darüber, welches kapitalistische Glied aus der Produktion ausgeschaltet werden kann. Wir sagten schon, die Enteignung der Unternehmer wird eine schrittweise sein. Schon heute ist das Eigenthumsrecht des Unternehmers in manchen Punkten eingedämmt. Der Staat schreibt ihm z. B. die Grösse seiner Arbeitsräumlichkeiten vor, er kontrollirt seinen Betrieb, er setzt vielleicht eine Maximalarbeitszeit fest. Noch grösser sind da und dort die Eingriffe der Gewerkschaften in den Betrieb. Die Gewerkschaft verhandelt mit dem Kapitalisten über die Höhe des Lohnes und die Länge der Arbeitszeit, sie wahrt die Ehre ihrer Mitglieder vor Beleidigungen und Zumuthungen in der Fabrik. Kurz und gut, das Eigenthumsrecht wird den Kapitalisten in vielen Punkten eingeschränkt. Wächst nun die wirthschaftliche Macht der Arbeiterklasse in steigendem Maasse, so schrumpft dementsprechend das Eigenthumsrecht des Kapitalisten ein. Schliesslich wird der Kapitalist als dienendes Glied der

Produktion einverleibt. Die Expropriation der Kapitalisten stellt sich als letzter Schritt der Eingriffe der Gesellschaft in die Produktion dar.

Wir sind etwas ausführlich in unserer Entwicklung der Mittel geworden, mit deren Hilfe sich die Arbeiterklasse emanzipiren kann. Wir mussten es thun, um die Ansichten zu entkräften, welche in der Eroberung der politischen Macht und in der Anwendung politischer Mittel den einzigen Weg der Emanzipation der Arbeiterklasse sehen. Daher stellten wir die Möglichkeit eines anderen Emanzipationskampfes dar. In welchem Umfange staatliche und wirthschaftlich-organisatorische Machtmittel bei der Befreiung der Arbeiter thätig sein werden, das entzieht sich vollkommen unseren Blicken. Wir treiben hier überdies keine Zukunftsmusik.

Nur in dem Interesse der Emanzipationstheorie war es geboten, auf die Einseitigkeit aufmerksam zu machen, die nur auf einen einzigen Weg, auf den bekannten politischen, die Arbeiterschaft hinweist. Und auf dieser Einseitigkeit beruht die Lassalle'sche Idee und die auch zum Theil in sozialdemokratischen Kreisen herrschende Emanzipationstheorie. Aber auch hier erheben sich gewichtige Stimmen, welche das grosse Befreiungswerk nicht lediglich von der Wirksamkeit des Staates, sondern von wirthschaftlichen Verbänden der Arbeiter, von den Gewerkschaften abhängig machen. So schrieb vor einiger Zeit Eduard Bernstein in seinem Nachwort zur Geschichte des Britischen Trade-Unionismus:\*)

„Man braucht kein Manchestermann oder Anarchist, kein Gegner der Anrufung oder Benutzung des Staates zu sein, um es für wenig wünschenswerth zu halten, dass die Arbeiter sich daran gewöhnen, alle Hilfe und Verbesserung vom Staate, „von oben her“, zu erwarten. Wer sich nicht einem Glauben an zukünftige Wunder ergibt, der Vorstellung, dass man in jedem Augenblick des Bedarfs leistungsfähige organische Gebilde aus dem Boden stampfen kann, wird in der Gewerkschaft nicht nur eine Vorschule weitgehender demokratischer Selbstverwaltung begrüssen, sondern auch einen wichtigen Hebel der von der Sozialdemokratie erstrebten wirthschaftlichen Umgestaltungen. Der Satz, dass die Emanzipation der Arbeiterklasse das Werk dieser selbst sein muss, hat eine weitere Bedeutung als blos die der Eroberung der Staatsgewalt durch die Arbeiter.“

Die rein politische Emanzipationstheorie war für die Lassalle'sche Auffassungsweise die einzig mögliche. In den Augen des grossen Agitators war der Staat gleichsam die einzige Macht, welche grosse Gemeinschaftszwecke pflegt und pflegen kann. Daher seine Verhimmelung des Staates. Nun kann man sich eine vorzügliche Pflege aller möglichen ökonomischen, geistigen und moralischen Interessen vorstellen, ohne dass der Staat in alle diese Angelegenheiten seine hochweise Nase steckt. In der Geschichte haben bisher wirthschaftliche Korporationen, wie Zünfte und Markgenossenschaften vortrefflich für das Gemeininteresse gesorgt, ohne von dem heiligen Staate dabei berathen zu sein. Und in der

\*) Die Geschichte des Britischen Trade-Unionismus von Sidney und Beatrice Webb. Dietz, 1895.

Zukunft können grosse ökonomische Genossenschaften umfassende Schulverbände, freie Universitäts- und Museumsgesellschaften den grössten Theil der heutigen Staatsthätigkeit absorbiren.

Lassalle musste bei seiner hochgeschraubten Vorstellung vom Staate nothwendig nur auf einen Befreiungsweg für die Arbeiterklasse, auf den politischen schwören. Das ist für die heutige Sozialdemokratie, die einen wesentlich anderen Staatsbegriff in ihre Theorie aufgenommen hat, nicht mehr der Fall.

Der Staat gilt nicht mehr als ein friedentiftender, alle Gegensätze in eine Einheit auflösender Engel, der von oben herunter ordnend und regelnd in das soziale Chaos eingreift, sondern er gilt als helmbeschränkter Gensdarm, der die Geschäfte der herrschenden Klasse besorgt. Schwebt doch heute fast auf der Lippe jedes sozialdemokratischen Durchschnittsagitators die Redewendung: „Der Staat ist Klassenstaat“. Dem Staate, der begrifflich so gefasst war, konnte natürlich nicht ein so weites Terrain für seine Thätigkeit überlassen werden, wie dem Staate nach Lassalle'scher Definition.

In sozialdemokratischen Kreisen täuschte man sich daher nicht über den Zweck, das Ziel und den Umfang der staatlichen Sozialreform. Man taufte das staatliche Arbeiterschutzgesetz in ein Arbeitertrutzgesetz um und sprach sehr unehrerbietig von den Leistungen des Gesetzes. Doch richtige Schlüsse zog man nicht aus diesen Wendungen. Und dennoch lagen sie auf der Oberfläche!

War der Staat ein Klassenstaat, so trug seine Sozialreform einen Klassencharakter an sich. Die Sozialreform wird immer den Geist der stärksten sozialen Klasse athmen, und sie wird ferner dank des jahrelangen Hin- und Herbogens der politischen Kämpfe immer rückständig sein. Die staatliche Regelung der sozialen Verhältnisse kann nicht den Sturmschritt unserer wirthschaftlichen Umwälzung mitmachen, sie hinkt immer ein beträchtliches Stück Wegs hinter ihr her. Und dieses Nachhinken ist um so unerträglicher, je sprunghafter die mit Dampfeseile fortgestossene Entwicklung vorwärtsschreitet.

Unzweifelhaft kommen die Gesellschaftsklassen viel schneller zum Ziele, wenn sie nicht auf den Schneckengang der staatlichen Gesetzgebung warten, sondern direkt in ihren wirthschaftlichen Kämpfen ihre gegenseitige Macht erproben. Das Staatsleben ist nur ein Theil des Gesellschaftslebens. Eine Klasse kann nur dann im Staatsleben energisch durchgreifen, wenn sie bereits auf ökonomischem und sozialem Gebiet eine ausschlaggebende Macht geworden ist.

Die Arbeiterklasse ist in erster Linie in den Kämpfen um die Besserstellung ihrer Lage auf ihre wirthschaftlichen Organisationen angewiesen. Und in der That sind die Gewerkschaften in ihren Bestrebungen um Festsetzung einer kurzen Arbeitszeit meilenweit der staatlichen Gesetzgebung voraus. Die Gewerkschaften Deutschlands errangen sich schon theilweise eine Beschränkung der Arbeitszeit auf 10 Stunden, lange bevor der Staat an die gesetzliche Regelung der Arbeitszeit dachte. In Hamburg, dem Hauptsitz der gewerkschaftlichen Bewegung, haben 79,6 % Betriebe und 83 % Arbeiter eine Arbeitszeit

von 10 Stunden und darunter,\*) während sich die staatliche Gesetzgebung Deutschlands noch nicht zu einem 11 stündigen Arbeitstage aufraffen kann.

Die Festlegung eines Minimallohnes kann ebenfalls nur von den Gewerkschaften ausgehen, und mit Recht hält Kautsky die gesetzliche Fixirung eines Minimallohnes für eine Utopie.

Da der Gesichtskreis Ferdinand Lassalle's ganz von dem politischen Momente erfüllt war, so existirten für ihn nur staatliche Machtmittel zur Förderung der Arbeiterinteressen. Die Lösung der sozialen Frage schrumpft in seinem Kopfe fast zu einer Wahlrechtsfrage zusammen. Proklamirt der Staat das allgemeine Wahlrecht, so kann es nicht fehlen, dass die überwältigende Masse der Enterbten sich zu einer grossen sozialpolitischen Partei zusammenschart und im Siegeslaufe ihre Forderungen in der gesetzgebenden Körperschaft verwirklicht. Ja, das allgemeine Wahlrecht betrachtet Lassalle als „die Grundbedingung aller sozialen Hilfe“. Die ganze Thatkraft seines „Allgemeinen Arbeitervereins“ will er auf die Agitation für das Wahlrecht werfen: „Blicken Sie nicht nach rechts noch links, seien Sie taub für Alles, was nicht allgemeines und direktes Wahlrecht heisst oder damit in Zusammenhang steht und dazu führen kann“.

„Wenn Sie diesen Ruf — was Ihnen binnen wenigen Jahren gelingen kann — wirklich durch die 89 bis 96 Prozent der Gesamt-Bevölkerung fortgepflanzt haben werden, welche, wie ich Ihnen gezeigt habe, die armen und unbemittelten Klassen der Gesellschaft bilden, dann wird man — seien Sie unbesorgt! — Ihrem Wunsche nicht lange widerstehen. Man kann von Seiten der Regierungen mit der Bourgeoisie über politische Rechte schmollen und hadern. Man kann selbst Ihnen politische Rechte und somit auch das allgemeine Wahlrecht verweigern bei der Lauheit, mit welcher politische Rechte aufgefasst werden. Aber das allgemeine Wahlrecht von 89 bis 96 Prozent der Bevölkerung als Magenfrage aufgefasst und daher auch mit der Magenwärme durch den ganzen nationalen Körper hinverbreitet — seien Sie ganz unbesorgt, meine Herren, es giebt keine Macht, die sich dem lange widersetzen würde.

Dies ist das Zeichen, das Sie aufpflanzen müssen. Dies ist das Zeichen, in dem Sie siegen werden. Es giebt kein anderes für Sie“.

Wie kinderleicht dachte sich Lassalle die Lösung der gewichtigen sozialen Frage! Einen grossen politischen Verein, das allgemeine Wahlrecht, und siehe, die soziale Frage war gelöst!

Wurde die Siegesgewissheit des grossen Agitators garnicht von einem Zweifel an der Möglichkeit des Massenanschlusses an seinen Verein angekränkt? Sah er nicht die unheimlich furchtbare Macht des Kapitalismus, die einer wirthschaftlich schwachen Klasse die politischen Rechte vor den Augen fortblasen kann?

Das Vereinsrecht kann der Unternehmer leicht durch Entlassung der Arbeiter, die sich einem politischen Vereine angeschlossen haben,

\*) Handwörterbuch der Staatswissenschaften, I, 765.

in Frage stellen. Selbst in der freien demokratischen Schweiz verboten die Unternehmer wiederholt ihren Arbeitern den Eintritt in politische und wirtschaftliche Vereinigungen. Deshalb wurde in Arbeiterkreisen vielfach der Ruf nach einem staatlichen Schutze des Vereinsrechts laut. Aber wie schwächlich ist es mit dieser staatlichen Stütze bestellt! Der Unternehmer braucht nur etwas weniger aufrichtig zu sein und verbietet den Arbeitern nicht formell das Vereinsrecht, und der Staat sitzt auf dem Trockenen. Der Unternehmer findet in der Fabrik tausend Vorwände für die Entlassung missliebiger Arbeiter, er kann die Gesinnung seiner Arbeiter ausspionieren lassen und eine weitverzweigte Korrespondenz mit seinen Klassengenossen über die „Hetzer“ und „Wühler“ führen. Ueberall steht heute das System der „schwarzen Listen“ in Blüthe. In letzter Linie gewähren starke wirtschaftliche Arbeiterverbände, die sofort bei einer Verletzung des Vereinsrechts durch die Unternehmer einmüthig zusammenstehen, immer noch den wirksamsten Schutz gegen Vergewaltigungsversuche der Kapitalisten.

Die formal politischen Rechte, wie hängen sie mitunter in der Luft! Das Wahlrecht, jeder kann „frei“ wählen. Dazu gehört in erster Linie die Möglichkeit des Wählers, sich über die Prinzipien, die Wahlprogramme der Parteien zu unterrichten. Ja, und das schliesst wieder eine freie Wahlagitation ein. Nun wird eine freie Wahlagitation an vielen Orten erst durch wirtschaftlich unabhängige Genossen ermöglicht. Man gründet daher vielfach an diesen Orten kleine Geschäfte für die Parteigenossen, weist ihnen einen Theil des Massenkonsums zu und sichert so wirtschaftlich die Möglichkeit einer freien Wahl. Eine nothwendige Vorbedingung für eine freie Wahl ist ferner das Versammlungsrecht. Ja, wenn nun die Bierbrauer und Gastwirthe keine Versammlungen bestimmter Parteirichtungen dulden, was dann? In grossen Städten, wo sich mitunter eine tausendköpfige Masse unter das Banner des Sozialismus schaart, ist die wirtschaftliche Uebermacht des Kapitalismus derart stark, dass die Arbeiter keinen Saal zur Versammlung erhalten können. Die Herren Bierbrauer und Gastwirthe, welche, wie wir mit Lassalle sagen können, auch ein Stück Verfassung, sind, können das Versammlungsrecht leicht mit Füssen treten.

Wir sehen, dass die politischen Rechte der Arbeiter überall starker wirtschaftlicher Stützen bedürfen, um in den Klassenkämpfen als brauchbare Waffen dienen zu können. Das wirtschaftliche Moment ragt überall in das politische hinein. Heute erscheint uns daher der stolze Ausspruch Lassalles: „Sehen Sie nur 500,000 deutsche Arbeiter, die in meinen Verein eintreten und unsere Reaktion ist nicht mehr“ als eine haltlose Uebertreibung.

Von der Bedeutung des Staates ganz befangen, unterschätzt Lassalle den Einfluss, den die schrittweise Eroberung der sozialen Macht in dem Emanzipationskampfe der Arbeiterschaft spielt.

Die soziale Macht einer Klasse spricht sich aus in der Stellung, die sie in der Werthschätzung und Achtung der Gesellschaft einnimmt. Eine Klasse braucht durchaus noch nicht im Besitze der wirtschaftlichen und politischen Machtmittel zu sein, und dennoch kann sie schon dank

der Macht ihrer echt fortschrittlichen grundstützenden Ideen einen bestimmenden Einfluss auf die Gedanken- und Empfindungswelt der Gesellschaft ausüben. Der Liberalismus war vor 1848 in Deutschland schon eine soziale Grossmacht, obwohl seine Ideen nur äusserst schüchtern und zahm in wenigen Zeitungen zum Ausdruck kamen. Die Sozialdemokratie gebietet z. B. heute über einen riesigen Heerhaufen von Wählern, aber dennoch repräsentirt dieser kolossale Heerhaufen nur einen Theil ihrer Macht. Der Einfluss ihrer Ideen auf die Gesellschaft geht weit über ihren eng begrenzten Parteirahmen hinaus. Die kritischen Gedanken, welche die Theoretiker der Sozialdemokratie über das bürgerliche Eigenthum austreten, spuken selbst in den Köpfen harmloser Bürger fort. Die öffentliche Meinung gewöhnt sich daran, die Arbeiter als ausgebeutet und geknechtet zu betrachten, und manches konservative Professorlein sieht in den Arbeitern wirklich die „Enterbten“. Der soziale Einfluss der Arbeiterpresse übersteigt bei Weitem den Einfluss der politischen Agitation. Die Massen leben sich, im täglichen Kontakt mit sozialistischen Ideen, in eine neue Auffassung der heutigen staatlichen und wirthschaftlichen Institutionen ein. Die bürgerlichen Eigenthumsvorstellungen zersetzen sich, die moralischen Urtheile über die menschlichen Handlungen nehmen eine andere Gestalt an. Kurz, es bildet sich eine sozialistische Art und Weise, die Dinge dieser Welt anzuschauen und zu beurtheilen. Gewinnt die sozialistische Presse der Arbeiterschaft auf die Erziehung und auf die Jugendlitteratur einen Einfluss, so wächst im fortschreitenden Maasse die soziale Macht der Arbeiter. Sie bekundet sich in dem Denken und Handeln der Gesellschaftsklassen. Wir glauben daher sehr wohl die soziale Geltung einer Klasse von ihrer politischen und wirthschaftlichen unterscheiden zu können.

Unsere Fassung des Begriffes „sozial“ mag etwas willkürlich sein, das räumen wir gern ein. Jedenfalls dient er aber vortrefflich dazu, uns bestimmte Gedanken begrifflich näher zu bringen. Unser Begriff „soziale Macht“ ist ein intellektuell-moralischer, er soll den Einfluss einer Klasse auf die intellektuelle und moralische Welt der Gesellschaft bezeichnen und damit zugleich ihre Geltung und Stellung in derselben.

Um unseren Ideen mehr Lebensfarbe zu verleihen, verbreiten wir uns weiter über den Begriff der „sozialen Macht“. Die soziale Macht einer Klasse findet z. B. in der herrschenden Zeitmeinung, in der Litteratur etc. einen sehr greifbaren Ausdruck.

Lassalle setzt einmal in seinem „Arbeiterprogramm“ treffend auseinander, dass die Unterordnung einer Klasse sich vorzüglich in der sozialen Geringschätzung ausspricht, mit der sie in der Gesellschaft behandelt wird. Im Mittelalter z. B. verachteten die herrschenden Klassen jede Thätigkeit, welche nicht in der Beherrschung des Grund und Bodens bestand. Der Kaufmann, der Handwerker, kurz der ganze dritte Stand, war in den Augen des Adels nicht im Vollbesitze der Ehre. Eine gleiche Geringschätzung ruht heute noch vielfach auf der Arbeiterklasse; man hält die Arbeiter für unmündig. Allgemeine grosse Ideen gelten als ein gefährliches Spielzeug für Arbeiter, die ja nie die Kniehöschen ausziehen werden. Wie Kinder mit Schwefelhölzern, so

werden die Arbeiter mit diesen Ideen nur eine Feuersbrunst anzünden.

Eine Richtung in der englischen Nationalökonomie entmenschte sogar die Arbeiter vollkommen und liess sie nur als „Hände“ gelten.

Tausendfach hört man die Wendung: „Er ist nur ein gewöhnlicher Arbeiter“. Der Volksmund findet nichts Arges — und das ist sehr bezeichnend — in der Redewendung: „arm aber ehrlich“. Nun ja, die armen Leute sind eigentlich Spitzbuben, daher ist es ganz in der Ordnung, dass, wenn man vom armen Manne spricht, noch besonders seine Ehrlichkeit hervorheben muss.

Auf der Schaubühne stellt man den Arbeiter bei unumschränkter Herrschaft der sozialen Klassenvorurtheile der Bourgeoisie als kindisch, unwirtschaftlich, verkommen dar. Man halte die soziale Werthung, welche eine Klasse auf dem Theater genießt, nicht nur für ein so nebensächliches, für die Beurtheilung einer Klasse ganz unwesentliches Moment. Der Falstaff Shakespeare's zeigt in einzelnen drastischen Zügen, wie die öffentliche Meinung das untergehende feudale Strauchritterthum würdigte und werthete. Der „Figaro“ von Beaumarchais mit seinem ausgelassenen Spotte über den Adel kündigte den nahen Untergang der feudalen Klasse Frankreichs an.

In Deutschland beherrschte der Adel im achtzehnten Jahrhundert noch vollständig das politische und wirtschaftliche Leben; und dennoch war seine soziale Geltung schon sehr in's Schwanken gekommen.

Goethe macht schon in „Wahrheit und Dichtung“ auf die Thatsache aufmerksam, dass der Adel im 18. Jahrhundert verdammt war, in der Litteratur eine überaus lächerliche und klägliche Rolle zu spielen. Er schreibt: „Die prosaische und poetische Satire hatte sich bisher immer gehütet, Hof und Adel zu berühren. Rabener enthielt sich nach jener Seite hin alles Spottes und blieb in einem niederen Kreise.

Zachariä beschäftigte sich viel mit Landedelleuten, stellt ihre Liebhabereien und Eigenheiten komisch dar, aber ohne Missachtung. Thümmels Wilhelmine, eine kleine geistreiche Komposition, so angenehm als kühn, erwarb sich grossen Beifall, vielleicht auch mit deswegen, weil der Verfasser, ein Edelmann und Hofgenosse, die eigene Klasse nicht eben schonend behandelte. Den entschiedensten Schritt jedoch that Lessing in der Emilia Galotti, wo die Leidenschaften und ränkevollen Verhältnisse der höheren Regionen schneidend und bitter geschildert sind.“ Die adelfeindliche Gesinnung wurde dann auf der Bühne geradezu herrschend. Die theatralischen Bösewichte entstammten immer den höheren Ständen: „Zu den allergottlosesten Schaubildern aber erkor man die obersten Chargen und Stellen des Hof- und Zivil-Etats im Adress-Kalender, in welcher vornehmen Gesellschaft denn dort noch die Justitiaren, als Bösewichter der ersten Instanz, ihren Platz fanden.“

Die Bühne kann als eine Art sozialer Barometer angesehen werden, welcher den Stand der öffentlichen Meinung in der Werthung der verschiedenen Gesellschaftsklassen anzeigt. Ist dieser Satz in seiner Allgemeinheit wahr, so stehen wir wieder vor wichtigen Veränderungen des sozialen Barometerstandes. Ein ganz verteufelter Korruptionsgeruch entströmt schon heute auf der Bühne dem bürgerlichen Vorderhause.

Der Bourgeois wird verschiedentlich als intellektuell heruntergekommen und moralisch defekt dargestellt.

Die Bühne, die Litteratur, ist also ein guter Werthmesser für die soziale Geltung einer Klasse. Ein noch besserer scheint uns allerdings die eigenartige Beurtheilung der Klassen durch die autoritären Gewalten zu sein. Die autoritären Gewalten, die Würdenträger des Staates, fühlen sich als die ersten, rechten Repräsentanten der Gesellschaft selbst, und daher ist ihr Verhalten gegenüber den verschiedenen Gesellschaftsklassen so besonders charakteristisch. Der ausgezeichnete, fein durchdachte Aufsatz des Professor Platter über den „Geist in der Sozialpolitik“\*) wirft ein überaus interessantes Licht auf dieses Gebiet.

Die englische Arbeiterklasse hat, trotzdem sie im Parlamente Jahrzehnte lang unvertreten war, eine ganz andere soziale Geltung, als das deutsche Proletariat, das sich bereits seit einem Vierteljahrhundert einer Vertretung in den gesetzgebenden Körperschaften erfreut. Heute sind die wirklichen Arbeiter im englischen Parlamente noch sehr dünn gesät, und dennoch begegnen die staatlichen Behörden und Beamten den Arbeitern mit der grössten Hochachtung. Ganz anders dagegen in Deutschland.

Herr Professor Platter führt in seinem Aufsätze folgende That-sachen an:

„Im englischen Unterhause wurde der Antrag, zur Einzelberathung des Marinebudgets überzugehen, von Gorst durch den Unterantrag bekämpft, dass in den königlichen Marine-Etablissements Niemand gegen einen Lohn angestellt sein sollte, der nicht für seinen ordentlichen Unterhalt ausreiche, und dass die Arbeitsbedingungen bezüglich der Arbeitsstunden, Löhne, Unfallversicherung und Altersversorgung solche sein müssten, dass sie allen Privatfirmen im ganzen Reiche als Muster dienen könnten. Der Staatssekretär des Krieges, Campbell-Bannermann, erklärte betreffs des Antrags Gorst, derselbe berühre alle Regierungs-departements. Die Regierung acceptire den Antrag im Prinzip, nämlich in dem Sinne, dass die Regierung die beste Brodherrin des Landes sein sollte, aber nicht in dem Sinne, dass sie sich auf neue Experimente einlasse, welche die allgemeine Uebung weit überschritten . . . . .

Der Staatssekretär gestand wirklich zu, dass die Postverwaltung des deutschen Reiches es so wolle, „dass die Beamten von ihren Eltern unterstützt werden sollen“ . . . . .

„Die Bergarbeiter der grossen westlichen (preussischen) Kohlenreviere sind nunmehr (Januar 1893) der Uebermacht der straff vorgehenden Staatsbehörden und Unternehmer erlegen. — Bezeichnend für das Verhalten der Behörden ist die Auswahl, welche man für die Entlassungen unter den Leuten traf. In erster Linie entfernte man alle Mitglieder des Rechtsschutzvereins, ferner 31 Knappschaftsälteste und 11 Grubenausschussmitglieder. 26 von den ersteren sind Vertrauensmänner oder Vorstandsmitglieder des Unterstützungsvereins, 9 von den letzteren sind Vertrauensmänner.“ (II No. 17, S. 206.)

\*) Kritische Beiträge zur Erkenntniss unserer sozialen Zustände und Theorien. Basel 1894.

„Der englische Kriegsminister hat die Einführung des achtstündigen Arbeitstages im Arsenal von Woolwich beschlossen. Der Minimallohn für Meister im Marinegeschützdepartement soll 1 Lstr. die Woche betragen.“ (III. No. 11, S. 128.)

„In den Werkstätten des Kriegsministeriums ist für 14000 Meister der Achtstundentag eingeführt worden.“ (N. Z. Z. vom 19. Januar 1874.)

„Im preussischen Abgeordnetenhaus erklärte der Handelsminister von Berlepsch anfangs März 1893 auf eine Anfrage, dass die Regierung grundsätzlich keine der sozialdemokratischen Partei angehörenden Meister im Staatsbetrieb zulasse.“ (Zeitungen.)

„Am 30. November (1893) wurde eine Deputation des sozialdemokratischen Bundes, welche auf den zunehmenden Nothstand hinwies, erst von konservativen und unionistischen und sodann von radikalen Parlamentariern im (englischen) Unterhause empfangen.“ (III. Nr. 11, S. 128.)

So Professor Platter. Diese hier angeführten Thatsachen finden ihre Erklärung in der grossen sozialen Macht der englischen Arbeiterklasse, welche die Staatsmänner zu einer ganz anderen Werthschätzung der Meister zwingt als in Deutschland.

Auf eine zielbewusste Fortentwicklung ihrer sozialen Macht hat daher die deutsche Arbeiterklasse mit aller Energie hinzuwirken. Sie muss endlich einmal gründlich die Eierschaalen des Lassalleanismus abstreifen. Die einseitige Berücksichtigung des politischen Moments muss aus dem Prinzip und der Taktik des deutschen Sozialismus verschwinden. Nach unserer Ueberzeugung stehen wir vor einer neuen Werthung der verschiedenen Momente in dem Befreiungskampfe der arbeitenden Klasse. Im Lassalleanismus gelangt das politische Moment am konsequentesten und daher am einseitigsten zur Darstellung. Lassalle kennt nur einen Weg für die Befreiung der Arbeiterklasse, den politischen, den staatlichen. Noch stehen die sozialdemokratischen Kreise unter der machtvollen Einwirkung des grossen Agitators. Deshalb können sie sich eine radikale Befreiung der Arbeiterklasse nur durch die Eroberung der politischen Macht und durch die Anwendung von politischen Mitteln vorstellen. Und dennoch haben wir gesehen, wie ganz andere übermächtige Gewalten als die nur politischen das Gesellschaftsleben bestimmen. Zur richtigen Würdigung dieser Gewalten müssen wir vordringen. Die Bedeutung der Eroberung der wirtschaftlichen und sozialen Macht für die Emanzipation der Arbeiterklasse muss endlich einmal lichtvoll erschlossen werden. Dieser werdenden klaren Einsicht steht nach unserer Ueberzeugung der Lassalleanismus im Wege, und deshalb sahen wir uns genöthigt gegen ihn zu Felde zu ziehen. Erst ein siegreicher Feldzug verspricht uns eine richtige Auffassung der gewaltigen Mächte, welche das Gesellschaftsleben der Gegenwart umwälzen werden.

# Eine neue Dramaturgie.

Von Arno Holz in Wilmersdorf.

Nachdem meiner Ueberzeugung nach seit Lessing's „Hamburger Dramaturgie“ keine Arbeit von prinzipieller Bedeutung mehr über dieses Thema bei uns in Deutschland geschrieben worden war, ja meines Wissens auch die übrigen Litteraturen kein Werk hervorgebracht hatten, das über jene Theorien wesentlich hinausgegangen wäre, ist vor mehreren Jahren, so gut wie unbeachtet geblieben, im Verlage von S. Fischer in Berlin, ein Buch erschienen, betitelt „Dramatik“, das wenigstens wieder den dankenswerthen Versuch gemacht hat, mit der überlieferten Tradition zu brechen, und zwar, was mir das Bemerkenswerthe scheint, fast durchgängig mit Glück. Eine kleine, auch in demselben Verlage erschienene Broschüre des Autors, „Zur Dramatik“, eine Widerlegung der von sogenannter berufener Seite gegen sein System erhobenen Einwände, ist Ursache, dass die nachstehende Arbeit hier zum Abdruck gebracht wird, trotzdem ihre Niederschrift bereits aus dem Sommer 1892 datirt. Der Zweck ihrer Veröffentlichung, die aus Gründen rein zufälliger Natur damals unterblieb, wird erfüllt sein, wenn sie dazu beitragen sollte, die Aufmerksamkeit auf eine Erscheinung zu lenken, die todzuschweigen meines Erachtens auf die Dauer nicht gelingen kann.

## I.

Der Autor des Buches nennt sich Henri Gartelmann; der Untertitel lautet: „Kritik des Aristotelischen Systems und Begründung eines neuen“. Motto: „Kein Unkundiger der Logik lese dieses Buch“.

Zuerst eine kleine Einleitung. Ueberschrieben: „Tragik und Dramatik“. Gewissermassen eine Art Rechtfertigung des Titels. Die Tragik, führt Gartelmann aus, ist etwas Veränderliches und richtet sich nach der Anschauungsweise der Zeiten und Völker. Ihr gegenüber steht die Dramatik. Ihre Gesetze sind von denen der Tragik ganz unabhängig und können nicht, wie diese, durch eine abweichende Weltanschauung modifizirt werden; sie gründen sich auf das Wesen des Dramas und sind unveränderlich. „Die Tragik“, heisst es wörtlich, „besteht aus gewissen Regeln, die, wenn sie einmal festgesetzt und bekannt geworden sind, von dem dramatischen Stümper ebensogut befolgt werden können, als von dem dramatischen Genie; die Tragik ist daher nicht sowohl eine Kunst, wie man dieses anzunehmen gewohnt ist, als vielmehr — ähnlich wie die Perspektive in der Malerei — eine Wissenschaft. Gleichwie ein schlechtes Gemälde eine sehr gute Perspektive haben kann, ebenso gut kann auch ein schlechtes Drama eine sehr gute Tragik enthalten. Die Dramatik hingegen ist eine Kunst; zwar hat auch sie Regeln, aber die blossen Kenntniss dieser Regeln macht noch niemand zu einem guten Dramatiker, so wenig wie die Kenntniss der Regeln des Stils in einem Stande ist, jemand zu einem gutem Stilisten zu machen — wohingegen die besten Dramatiker resp. Stilisten diese Regeln selbst dann angewendet haben, wenn sie auch keine bewusste Kenntniss davon hatten.“ Und ausserordentlich richtig zieht der Verfasser daraus den Schluss, dass mithin in einem Drama resp. in einer Tragödie das dramatische Element das bei weitem wichtigere ist im Vergleich zu dem tragischen; und dass mithin auch das Dramatische nicht des Tragischen wegen da ist, sondern umgekehrt, das Tragische in gewissen Fällen des Dramatischen wegen mitgenommen wird. Wäre es anders, so hätte das Lustspiel, da es von vornherein auf das Tragische Verzicht leistet, als Drama gar keine Existenzberechtigung. Es kann Nichts geben, das klarer wäre.

Das Buch selbst ist dann eingetheilt in sechs Kapitel. Das erste betitelt sich: „Kritik der Poetik des Aristoteles; kritische Streiflichter auf die Aristoteliker“. Die armen Aristoteliker. Sie kommen schlecht dabei weg.

Es ist bekannt, sagt Gartelmann, mit welcher Behutsamkeit Lessing, der sonst Alles, was ihm in den Weg trat niederhieb, dem Aristoteles aus dem Wege ging; es wäre dies vielleicht seine einzige Schwäche gewesen. Man muss in der That Gartelmann das Zugeständniss machen, dass er sich von ihr frei gehalten hat. Es giebt nichts Entzückenderes, als die Art und Weise, wie er den Definitionen des „Stagirirten“ ansetzt, bis sie aussehen, wie die gerupften Hühner. Was Lessing, wenn er heute

wiedererstände, wohl zu ihnen sagen würde? Wahrscheinlich würde er kouragirt genug sein, um mit der an ihm geübten Kritik recht zufrieden zu sein.

Es sind zwölf Abtheilungen, in die Gartemann seine Kritik theilt hat. Ueber jeder steht ein Satz aus der „Poetik“ und keine schliesst, bevor nicht hinreichend bewiesen steht, dass er Schall und Rauch ist. Mit höchst bedauerlicher Ausnahme allerdings des ersten, „Dichtkunst ist Nachahmung“, dessen Widerlegung durch Gartemann mir eine so glänzend missglückte scheint, dass ich in Anbetracht der Wichtigkeit dieses Satzes, den ich einfach für grundlegend halte, meine Gegenbeweisführung lieber für eine besondere Arbeit verschiebe, um hier mein Referat des Buches nicht allzu sehr zu unterbrechen.

Und da begreife ich denn allerdings sofort vollkommen die eine verwunderte Frage: ja, wie soll man es sich denn erklären, wie soll man es anstellen, meiner Behauptung Glauben zu schenken, dass ein Mann, der gerade seinen ersten und nachweislich allerwichtigsten Zielpunkt so gründlich verfehlt hat, alle übrigen der Reih nach glattweg runtergeschossen haben soll?

Darauf bin ich in der Lage, erwidern zu können: aus einem höchst einfachen Grunde. Nämlich, weil er, um den elf übrigen den Garaus zu machen, genau von dem entgegengesetzten Prinzip ausgegangen ist, von dem aus den ersten zu widerlegen ihm so total misslungen war. In seinem ersten Satze, den Gartemann anführt, lässt Aristoteles sich über die gesammte Dichtkunst im Allgemeinen aus, in seinen elf übrigen ausschliesslich über das Drama. Und ich meine, es wäre wirklich ein Kinderspiel gewesen, nachzuweisen, wie auffallend alle diese späteren Bemerkungen mit der ersten, ursprünglichen in Widerspruch stehen. So dass klar daraus hervorgegangen wäre: entweder stimmt No. 1, und dann ist die Serie 2—12, die sich nicht aus ihr deduziren lässt, nur eine Reihe von Phantasmen, oder, umgekehrt, gerade diese Reihe stimmt, und dann würde sie naturgemäss gefolgt werden können, resp. müssen, einzig aus der Umkehrung von No. 1. Nun sagt aber heute Jedem, und zwar auch dem Alleroberflächlichsten, bereits ein einziger flüchtiger Blick auf die Thatsachen, dass diese Reihe nicht stimmt. Folglich? Folglich: Herr Gartemann, der irrtümlicher Weise geglaubt hatte, er müsse auch bereits gegen No. 1 Front machen, würde seine Absicht, die Haltlosigkeit speziell der elf übrigen Sätze zu demonstrieren, nie erreicht haben, wenn er nicht, — freilich, ohne dass er es gemerkt hätte! — sofort wieder genau auf denselben Standpunkt zurückgekehrt wäre, den er eben erst so wenig erfreulich von oben herab für Unsinn erklärt hatte. Was ihn als Gegner jener betreffenden elf Irthümer des Aristoteles so durchaus einzig dastehen lässt, so glatterdings unüberwindbar, ist eben, dass Alles, was er gegen sie vorbringt, sich auf den einen, letzten und unwiderleglichen Satz zurückleiten lässt: die dramatische Dichtkunst ist Nachahmung! Und es liegt auf der Hand, dass dieser kläglich in der Luft schweben würde, wenn er nicht der Untersatz eines noch weit umfangreicheren wäre. Nämlich eben genau jenes, den Gartemann, wie ja überhaupt noch jeder sogenannte Aesthetiker bisher gleich im Anfang so nonchalant abthat: die gesammte Dichtkunst überhaupt ist Nachahmung! Und es ist nur allzu selbstverständlich, dass auch dieser wieder noch nicht der letzte ist.

Und übrigens auch ganz davon abgesehen! Ich entsinne mich plötzlich, dass ich Herrn Gartemann auch noch auf eine Autorität hinweisen kann, von der ich hoffe, dass er nichts Triftiges gegen sie einzuwenden haben wird. Nämlich auf ihn selbst. Seite 18 seines Werkes bringt folgenden Passus: „Nun beruht aber das Wesen jeder einzelnen Dichtungsgattung nur auf der Form.“ Mit anderen Worten, ihr jedesmaliger Inhalt ist ewig der gleiche. Nur die durchaus verschiedenen Mittel, durch die er zum Ausdruck gebracht wird, markiren die verschiedenen Grenzschieden. Mithin ist der Inhalt der dramatischen Dichtkunst, wie dies Herr Gartemann selbst versichert, die Nachahmung, so ist — den obigen Satz nicht in Zweifel gezogen, und ich werde mich hüten — eben diese selbe Nachahmung auch der Inhalt aller übrigen Dichtungsgattungen, der Epik sowohl als der Lyrik. Stimmt das? Ich bin unbescheiden genug, mir das beides selbst zu beantworten. Mit andern Worten: „Kein Unkundiger der Logik lese dieses Buch.“ . . . . .

Gartemanns elf kleine Musterleistungen hier nacheinander Revue passiren lassen? Unmöglich. Und doch möchte ich auch nicht gerne an ihnen vorüber, ohne wenigstens eine ungefähre Vorstellung von ihnen zu geben. Ich greife daher eine aus ihnen heraus und zwar die werthvollste, No. 4. Ihr betreffendes Aristoteleswort

lautet: „Die Tragödie ist die nachahmende Darstellung einer ernsten Handlung, die in sich abgeschlossen ist und eine bestimmte Grösse hat, in verschöner Sprache und zwar einer besonderen für die besonderen Theile der Dichtung, vorgeführt von handelnden Personen, nicht durch eine blosse Erzählung; ihre Aufgabe ist, durch Furcht und Mitleid eine Befreiung von derartigen Gemüthsbewegungen zu erwirken.“ Den Nachsatz, die Aufgabe der Tragödie betreffend, lässt Gartelmann zunächst ununtersucht, da er ja fürs erste die Tragödie nur unter dem allgemeinen Gesichtspunkte des Dramas betrachten will. Er geht auf die Definition ein, indem er von hinten beginnt: „vorgeführt von handelnden Personen, nicht durch eine blosse Erzählung.“ Zuerst macht er flüchtig darauf aufmerksam, wie es bereits längst bemerkt worden wäre, und fährt dann fort: „Bemerkenswerth ist diese Stelle insofern, als daraus zu schliessen ist, dass Aristoteles unter der nachahmenden Darstellung die Vorstellung auf der Bühne nicht versteht; diese Auffassung harmonirt mit dem ersten Satze, in welchem auch das Epos, als die erzählende Dichtungsart, als Nachahmung bezeichnet wird, eine Auffassung, welche jedoch der Bemerkung im vierundzwanzigsten Kapitel widerspricht, wonach der Epiker nur dann ein nachahmender Dichter ist, wenn er nicht in eigener Person redet; denn während der eigentlichen Erzählung spricht der Dichter durchaus in eigener Person.“ Ich habe hier diesen ganzen Passus wörtlich zitiert, weil es wieder der einzige von der vorliegenden Stelle ist, gegen den ich mich wenden muss. Er ist gegen den armen Aristoteles denn doch ein bischen zu ungerecht. Jener Widerspruch, den Gartelmann ihm vorgeworfen wissen will, existirt nämlich gar nicht. Und zwar ist es noch obendrein kein anderer als Gartelmann selbst gewesen, der dafür plädiert hat. Fünf Seiten früher! dort heisst es: „Nun ist es aber ein Unterschied, ob der Dichter von sich spricht, oder ob er in eigener Person spricht. Von sich spricht der Epiker z. B. in dem Verse: Singe, unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung; denn diese Worte richtet der Dichter an sich selbst. In eigener Person redet der Dichter aber während der ganzen Dauer der Erzählung, und nur diejenigen Stellen, welche dialogisirt sind, spricht er nicht in eigener Person. Es scheint demnach, dass Aristoteles das von sich reden und in eigener Person reden, mit einander verwechselt, wenigstens ist es sonst ganz unerklärlich, wie er hat sagen können, dass Homer nur wenig in eigener Person spreche.“ Allerdings! Ganz richtig! Und daher? Jener „Widerspruch“ ist gar keiner, und ich wiederhole, gerade Gartelmann hätte eigentlich der Allerletzte sein müssen, um ihn mit dieser Vokabel zu belegen! Gerade dieser kleine Lapsus ist vielleicht der schreiendste in seinem ganzen Buche. Wenigstens bin ich auf keinen gestossen, der nicht leichter hätte vermieden werden können. . . . „In verschöner Sprache und zwar einer besonderen für die besonderen Theile der Dichtung.“ Unter verschöner Sprache, erläutert Gartelmann, versteht Aristoteles eine solche, welche Rythmus, Harmonie und Versmaass hat; eine besondere wäre sie für die einzelnen Theile, insofern einige nur durch das Versmaass ihre Ausbildung erhalten, andere zugleich auch durch Gesang und Musik. Doch wäre augenfällig, dass die verschönte Sprache nur ganz zufälliges Merkmal der Tragödie sei und mit dem Wesen derselben nichts zu thun hätte. Aristoteles schiene sich anstatt des Begriffes Tragödie den Begriff vollkommene Tragödie zur Erklärung vorgesetzt zu haben; und selbst, ob in diesem Falle jene Bestimmung in die Definition hinein gehörte, wäre noch eine Frage. . . . „Die in sich abgeschlossen ist und eine bestimmte Grösse hat.“ Was von der verschönten Sprache gelte, gelte auch von diesen beiden Merkmalen; auch sie wären nur zufällig und träfen nicht das Wesen der Tragödie. . . . „Die nachahmende Darstellung einer Handlung.“ Hier läge der Schwerpunkt der Definition! Aristoteles suche seine Behauptung, nachdem er die verschiedenen Theile der Tragödie aufgezählt, auf folgende Weise zu begründen: „Das wichtigste von den sechs genannten Stücken ist nun das Dritte, die (richtige) Zusammenstellung der Geschehnisse. Denn die Tragödie ist die nachahmende Darstellung nicht von Personen sondern von Handlung und Leben in Glück und Unglück. Glück und Unglück besteht aber im Handeln, und unser Lebenszweck ist Handeln, nicht irgend eine (ruhende) Beschaffenheit. Nun sind die Menschen ihrem Charakter entsprechend, von einer bestimmten Beschaffenheit, ihren Handlungen entsprechend aber glücklich oder das Gegentheil. Also bezwecken die tragischen Dichter durch das Vorführen der Handelnden nicht die Nachahmung der Charaktere, sondern sie bringen die Charaktere nur mit zur Darstellung wegen der

Handlung. Folglich sind die Geschehnisse und die Fabel Endzweck der Tragödie, der Endzweck ist aber bei allem das Wirthigste.“ Hierzu bemerkt Gartelmann:

„Diese bis jetzt unbestritten als gültig angenommene Argumentation beruht auf einem logischen Fehler. Der Schwerpunkt derselben liegt in dem Satze: „Unser Lebenswerk ist Handeln.“ Gesetzt, dieser Satz ist richtig, was folgt daraus? Doch nur dieses, dass der Lebenszweck der Personen im Drama auch das Handeln sein müsse; denn die Personen im Drama entsprechen den Personen in Wirklichkeit, und je nachdem das Verhältniss ist, in welchem Drama und Wirklichkeit zu einander stehen, muss von den einen Personen auf die andern geschlossen werden können. Nun ist das Drama die Nachahmung der Wirklichkeit, folglich muss, wenn der Lebenszweck der wirklichen Personen im Handeln besteht, auch der Lebenszweck der Personen des Dramas das Handeln sein. Das ist Alles, was sich aus dem angenommenen Obersatze schliessen lässt. Was folgert aber Aristoteles daraus? Dieses, dass der Endzweck des Dramas die Handlung sei. Ein handgreiflicher Trugschluss! denn er verwechselt hier augenscheinlich die Personen im Drama mit dem Drama selbst. Weil der Lebenszweck des Menschen im Handeln besteht, so ist keineswegs zu schliessen, dass der Endzweck des Dramas die Handlung sei; Mensch und Drama sind zwei ganz ungleichartige Dinge, in deren Zwecken man durchaus nicht ohne weiteres von einem auf's andere schliessen kann.

Sodann aber ist die Voraussetzung unrichtig, dass unser Lebenszweck im Handeln bestehe; wäre diese Voraussetzung richtig, so dürfte die Ruhe kein natürliches Bedürfniss sein, wie dieses doch der Fall ist. Unser Lebenszweck ist vielmehr die Glückseligkeit. Diese besteht vielmehr in dem Wohlbefinden während der ganzen Dauer des Lebens. Dieses Wohlbefinden ist ein Zustand; ist der Zustand dauernd, so wird er zur Beschaffenheit. Dieser Wohlstand schliesst den Wechsel von Thätigkeit und Ruhe in sich; die Thätigkeit kann wieder in Denken und Handeln zerlegt werden, woraus erhellt, dass das Handeln nur eines von den Mitteln zur Erreichung des Lebenszweckes ist, nicht aber der Lebenszweck selbst.

Wenn demnach unser Lebenszweck die Sache hier entscheiden sollte, was der wichtigste Theil der Tragödie sei, so liesse sich nicht einmal fesstellen, dass die Personen im Drama überhaupt handeln müssen; sie würden ebenso gut blos denken, oder blos ruhen, oder blos schlafen können; denn diese Thätigkeiten und Zustände sind in dem Lebenszwecke ebensowohl eingeschlossen, als das Handeln. Am wenigsten aber kann durch die Verweisung auf den Lebenszweck ausgemacht werden, dass die Handlung die Hauptsache des Dramas ist; denn, wie gesagt, der Lebenszweck des Menschen hat mit dem Zwecke des Dramas als Kunstwerk nichts zu thun. — Wir stehen hier abermals einem missglückten psychologischen Beweise gegenüber; was der Endzweck und somit die Hauptsache des Dramas ist, kann überhaupt nicht auf psychologische, sondern nur auf objektive Weise, d. h. aus dem Wesen des Dramas heraus, gefolgert werden.“

Ferner, fährt Gartelmann fort, führe Aristoteles zum Beweise seines Satzes an, dass es keine Tragödien ohne Handlung giebt. Aber auch dieses bewiese nicht, was es beweisen will, nämlich dass die Handlung der Endzweck und somit die Hauptsache der Tragödie ist; denn es gäbe auch keine Tragödie ohne Personen, keine Tragödie ohne Sprache, und somit müssten die Personen und die Sprache ebensogut die hauptsächlichsten Theile der Tragödie sein können. Das wären dann im ganzen drei hauptsächlichste Theile, was ein Widerspruch in sich selbst wäre.

Ist das nicht prächtig? Hat man schon je so dem alten Aristoteles auf die Finger geklopft? Ausserdem, bemerkt Gartelmann weiter, führt Aristoteles noch an, dass die Anfänger früher in der Charakterzeichnung und in der Sprache eine Vollendung erreichen, als in der Zusammenstellung der Begebenheiten. Doch selbst zugegeben, dass dieses richtig wäre, so folge auch hieraus nicht, dass die Handlung die Hauptsache der Tragödie ist; denn die grössere oder geringere Schwierigkeit, welche die einzelnen Theile eines Werkes zu ihrer Herstellung verlangen, bedinge noch keineswegs den Grad ihrer Wichtigkeit. Ausserdem zeige auch die Erfahrung, dass die Dichter in der Zeichnung der Charaktere ganz im Gegentheil viel später zur Vollendung gelangten, als in der Darstellung der Handlung; was zu einer guten Handlung gehöre, liesse sich durch das Studium lernen, zu einer guten Charakterzeichnung gehöre aber vor Allem Menschenkenntniss, und die würde immer erst verhältnissmässig spät erworben. „Das“, so schliesst Gartelmann endlich, „sind die Gründe des Aristoteles

alle, die er für seinen Satz, dass die Handlung das Wichtigste der Tragödie sei, anführt; keiner von den Gründen besteht, die Schwertprobe der Kritik; die ganze Definition des Aristoteles von der Tragödie, da sie sich auf jenen Satz gründet, bricht damit zusammen.“

Den positiven Theil seines Werkes, den meiner Meinung nach ungleich schwächeren, hat Gartemann in fünf Kapitel getheilt; überschrieben: „Das Wesen des Dramas“, „Die Charaktere“, „Die Handlung“, „Die Sprache“ und „Der Stoff“. Er stellt in ihnen folgende fünf Gesetze auf: 1. „Die Charaktere bilden den eigentlichen Gegenstand des Dramas“, 2. „Die dramatische Dichtung ist Nachahmung“, 3. „Die Charaktere des Dramas müssen einheitlich sein“, 4. „Im Drama ist die Handlung in erster Linie in Absicht auf die Charaktere zu beurtheilen“ und 5. „Die Sprache des Dramas muss diejenige der Wirklichkeit nachahmen und die Personen charakterisiren.“

Man braucht diese fünf „Gesetze“, die das Buch selbstverständlich nicht so einfach neben einander bringt, nur in dieser Weise geschlossen aufmarschiren zu lassen, um sofort gegen sie zwei sehr schwer wiegende Einwendungen bei der Hand zu haben: Erstens, sie sind absolut nicht unter einander gleichwerthig, d. h. also nicht logisch aus einem über ihnen stehenden, umfänglicheren ableitbar, und so gewissermassen bewiesen durch dieses von vornherein, sondern sie liegen im Gegentheil willkürlich zusammengewürfelt wie Kraut und Rüben, so dass man das Gefühl hat, es könnten ihrer ganz gut auch noch ein halbes Dutzend mehr sein und ihre Reihenfolge eine beliebig andere, und zweitens — und das ist das weitaus wichtigere — sie gehören zwei durchaus von einander verschiedenen Gruppen von Gesetzen an. Wirkliche, wahrhaftige, d. h. „Natur“-Gesetze zu sein, bemühen sich nur die beiden ersten. Nur sie sagen ein Sein aus, ein „So-ist-es!“ Die drei übrigen sind bedeutend unbedeutsamer und bringen bereits ein „So-soll-es-sein“ zum Ausdruck. Und zwei derartige heterogene Dinge zusammenzuwerfen — kann, frage ich, einem Wissenschaftler etwas Peinlicheres überhaupt passiren? Ich verneine es.

Wissenschaftlich ernst zu nehmen, schon rein ihrer Fassung wegen, sind also nur die beiden ersten. Und übrigens scheint auch Gartemann dies bereits selbst gefühlt zu haben. Denn er nennt sie ausdrücklich seine beiden „Fundamentalgesetze“ des Dramas. Nun liegt aber auf der Hand, dass ein Ding unmöglich zwei Fundamentalgesetze haben kann, ebenso, wie ja Gartemann selbst früher ganz richtig bemerkt hatte, dass es nicht mehrere hauptsächlichen Theile haben könne, weil dies ein Widerspruch in sich wäre. Folglich könnte und dürfte diese Bezeichnung nur einem von ihnen beigelegt werden. Und dies ist denn allerdings auch der Fall. Nämlich dem zweiten. Das erste stellt sich bereits ganz entschieden als seine Ableitung heraus. Also, darüber, wie Gartemann selbst mal an einer Stelle sagt, „kein Wort weiter!“ Wären es nur diese fünf sogenannten „Gesetze“, an die wir uns bei ihm zu halten hätten, ich würde sein Buch ohne allzugrosse Gewissensbisse wieder ruhig bei Seite gelegt haben. Allein nicht sowohl sie, sie selbst, als vielmehr gerade ihr Drum-und-dran scheint mir das Merkwürdige. Man fühlt, hinter all diesem steckt ein Mensch, der seine Zukunft noch vor sich hat, nicht bereits hinter sich. Fast jede Seite bringt Wendungen und Sätze, die einen verspüren lassen, was der Verfasser noch einmal leisten könnte. Und ich füge überzeugt hinzu, auch hoffentlich noch einmal leisten wird. Ich zitiere zum Beleg dafür auf gut Glück ein paar Stellen.

Auf den achtziger Seiten seines Werkes ergeht sich Gartemann über die alte, bekannte Streitfrage, ob der Charakter der Personen im Verlaufe des Stückes erst gebildet werden soll, oder ob er zu Anfang desselben bereits fertig sein darf. Und es ist grade kein Geheimniss, dass alle Aesthetiker bisher dieses Thema nur aufgeworfen haben, einzig, um über die zweite Eventualität ihre gesammte Verachtung auszuschütten. Dazu sagt Gartemann: „Wäre ersteres der Fall, so müssten fast sämtliche Dramen der Welt als verfehlt bezeichnet werden. Ich würde vor einer solchen Konsequenz nicht zurückscheuen, wenn ich sie im Wesen der Sache begründet fände.“ Das lob' ich mir! Ein Aesthetikus, der seiner eigenen Nase mehr traut als sämtlichen vereidigten Krückstöcken aller seiner verehrten Vorgänger. Ungehört! Und dann solche Sätze, wie die Folgenden: „Für den künstlerischen Werth des Dramas kommt der Stoff überhaupt nicht in Betracht,“ oder: Der Endzweck der Tragödie ist nicht, wie Aristoteles, und die andern Dramaturgen nach ihm sagen, Furcht und Mitleid zu erregen und dadurch die Reinigung von derartigen Gemüthsbewegungen in uns zu bewirken. Endzweck einer jeden Kunst ist: Vergnügen

zu bereiten; Endzweck der dramatischen Dichtkunst: Vergnügen zu bereiten durch Darstellung von Charakteren. Und insofern die Tragödie in erster Linie ein Drama ist, hat auch sie diesen Endzweck; die Erregung jener Affekte, die der Philosoph Furcht und Mitleid nennt, ist ein dramatischer Nebenzweck, und zwar ein moralischer.“ Und solche Schlager, ich wiederhole es, enthält jedes Kapitel zu Dutzenden. Man vergleiche damit den neuesten Klassiker unserer Nation Gustav Freytag!

## M. von Egidy, ein neuer Prophet.

Heitere Gedanken.

Propheten sind Leute, die entweder eine neue Wahrheit verkünden, oder eine alte Wahrheit wieder aufwärmen, oder gar keine Wahrheit haben, aber eine solche zu haben vergeben.

Propheten stehen in der Mitte zwischen dem Entdecker und dem Quacksalber. Mit dem gelehrten Erfinder haben sie gemeinsam den Glauben an sich selbst; mit dem Wunderdoktor eint sie das, dass ihre Konkurrenten und Kollegen diesen Glauben nicht theilen.

Alle Propheten nehmen Stellung zur jedesmaligen Entwicklungsphase des gesellschaftlichen Milieus; und zwar verhalten sie sich ablehnend zu demselben. Sie sind die Antipoden des Spiessbürgers auf ihrem Gebiete; wie der Weissbierphilister mit den Zuständen im Grossen und Ganzen zufrieden ist, auch wenn sie jämmerlich sind, so bejammert der Prophet nicht nur das wirkliche Elend der Gesellschaft, sondern dichtet der Gesellschaft aus eigener Phantasie neue Elendsgründe hinzu.

Die Heilslehre des Propheten muss, so weit und weil sie sozial ist, einen aktuellen Charakter haben; denn sie bezieht sich nur auf eine Phase der Soziologie. Spätere Geschlechter können sie nicht verstehen, und halten sie entweder, indem sie das ihnen Unverständliche hervorkehren, für blödsinnig, oder indem sie das ihnen Verwandte suchen und umdeuten, für tief sinnig. Geschichte ersteres, so werden sie bald vergessen und kommen höchstens noch in Anekdoten als Popanze vor. Ist dagegen erst einmal der Weg der Umdeutung und Verklärung beschritten, so ist nur noch ein Schritt bis zu ihrer völligen mystischen Verkleidung, bis zum gänzlichen Verschwinden des aktuell-sozialen Momentes: Aus dem Propheten ist ein Religionsstifter oder Sektengründer, aus seiner Lehre ein Evangelium für eine mehr oder weniger grosse Anzahl von Gläubigen geworden. Nunmehr erscheint es auch wunderbar, wie der Prophet schon vor so langer Zeit hat Dinge predigen können, die für die Gegenwart zu passen scheinen.

In der Schule lernen wir von 4 grossen und 12 kleinen Propheten. Es sind sämmtlich soziale Neuerer, die in einer bestimmten Entwicklungsperiode des jüdischen Volkes auftraten und das gemeinsame Schicksal theilen, dass sie nichts Wesentliches erreichen. Der Hauptgrund dafür ist, dass sie Forderungen aufstellen, ohne eine Ahnung zu haben, wie sie durchzuführen seien. (Es scheint das auch mit zum Wesen des Propheten zu gehören!) Sie meinten, wenn man nur erst das nötige „Wollen“ erzeugte, wenn man nur predige, sich nicht silberne oder goldene Götzen zu machen, nicht ungerechte Steuern aufzuerlegen, nicht nach veraltetem Rechte zu richten etc., so würde alles anders werden, die Armuth aufhören und es würde sein ein Reich der Glückseligkeit.

Aehnliches Prophetenthum ist auch zu anderen Zeiten erstanden. Buddha, die Sektenbildung beim Verfall der römischen Kaiserzeit, die Wiedertäufer,

J. J. Rousseau sind Beispiele dafür. Untersucht man die Zeiten, in denen sich solche Erscheinungen häufen, so findet man, es sind die Zeiten des Gegensatzes, die Zeiten, in denen sich zwei oder mehr grosse Gruppen von Menschen unter gemeinsamer politischer Herrschaft wie feindliche Heerschaaren gegenüberstehen; die sich nicht verständigen wollen, weil sie sich nicht verstehen können. Es besteht dann regelmässig zunächst noch eine neutrale Gruppe zwischen den anderen, welche stetig von den Mühlsteinen zerrieben wird. An diese Neutralen pflegt sich der Prophet besonders gerne zu wenden. Sein Idealismus wird gekränkt durch den Kampf der Klassen, Stände, Konfessionen, Rassen, oder wie die feindlichen Gruppen sonst heissen mögen. Statt nun einzusehen, dass der Kampf nothwendig ist, und die Partei zu unterstützen, der nach verständiger Ueberlegung die Zukunft gehört, hat der Prophet eine Vorliebe für die neutrale Zwischenstufe, sucht sie durch seine Predigt aufzurütteln, zu vereinigen und in ihr ein „versöhnendes“ Mittelglied zwischen den Polen zu schaffen.

Wenige Epochen nur haben solche Gegensätze gezeitigt, wie die unsrige. Daher jetzt die fast unübersehbare Fülle von Propheten, von denen uns jeder ein neues, eigenartiges, allein helfendes Evangelium preist.

Herr von Egidy, gegen den in diesen Blättern bereits früher polemisiert wurde, ist einer der bekanntesten, und es lohnt sich wohl, einen Blick auf die Prophetenlaufbahn dieses überzeugten, aber echt prophetisch unklaren Mannes zu werfen.

Es war im Oktober 1890, als ein Büchlein eines bisher in weiteren Kreisen unbekanntem Oberstlieutenants mit dem Titel „Ernste Gedanken“ einigermassen Aufsehen erregte; gleichzeitig verliess der Verfasser, Herr von Egidy, die sächsische Armee und versprach, sich nunmehr ganz seinem neuen Lebenswerke zu widmen. Es waren wohl auch mehr diese äusseren Umstände, als der Inhalt, der dem Buche Leser verschaffte. Denn was sollte das Buch lehren? Nichts anderes, als was jeder schon wusste, der von der Bildung der letzten beiden Jahrhunderte nur einen Hauch verspürt hatte: den Gegensatz zwischen kirchlichem Dogma und natürlicher Vernunft, zwischen Glauben und Denken. Weit, sehr weit entfernt von der philosophischen Schärfe einer „Kritik der reinen Vernunft“, von der philologischen Gelehrsamkeit eines „Leben Jesu“, von der naturwissenschaftlichen Keckheit eines „Kraft und Stoff“, blieb es in allerhand Unklarheiten, die freilich der Popularität sehr zu statten kamen, stecken. Mit einem Wort, die „ernsten Gedanken“ waren nur eine ganz bescheidene Nachblüthe der Gedankenarbeit vergangener Generationen, wie jährlich eine ganze Reihe solcher für die Aufklärung des weiteren Publikums ganz nützlicher Bücher auf den Markt kommen.

Dennoch sprach man von dem Buch, vor allem wegen des Auftretens seines Verfassers. Herr von Egidy betrachtet sich selbst in erster Linie nicht als Mann der Feder, sondern als Mann des Wortes, und als Redner ist er wirklich originell. Seine Sprache ist noch jetzt die des Bataillonsführers: laut, energisch, scharf, autoritativ. Sie ist darnach geartet, unselbständige, unentschiedene Leute willenlos hinzureissen, Menschen dagegen, die entweder sich selbständig eine eigene Meinung gebildet haben, oder bereits durch die autoritative Meinung anderer Propheten oder Parteiführer entschieden sind, werden durch seinen Kommandoton verhindert, über das Gesagte überhaupt nur nachzudenken. Es ist eben das Schicksal des Propheten, theils angeschwärmt, oder einfach bei Seite geschoben zu werden.

Wenige Monate nach den „Ernsten Gedanken“ erschienen im doppelten Umfange „Weiteres und Ausbau“. Das Buch wurde wieder gelesen, weil der Redner interessant schien. Schon hatte er eine kleine Gemeinde um sich

geschaart, mit der er 1891 die Pfingstversammlung abhielt. Ganz leise mischen sich in den von ihm verfassten „Bericht“ darüber auch schon Ahnungen, dass der religiöse Gegensatz vielleicht gar nicht einmal so wichtig sei, als der ökonomische. Es ist die Zeit der zweiten Entwicklungsperiode Herrn von Egidys.

Diese Entwicklung Herrn von Egidys war abgeschlossen, als ein Jahr nach den „Ernsten Gedanken“ das „Ernstste Wollen“ erschien. Aus dem religiös-ethischen war der ethisch-soziale Prophet geworden. Nicht mehr das christliche Dogma, sondern die christliche Morallehre sollte reformirt werden.

Die Form, in der er sich mit der sozialen Frage befasste, blieb noch lange die des religiösen Propheten. „Unser Leben selbst Religion“ wurde sein Wahlspruch.

Die nächsten 1 $\frac{1}{2}$  Jahre hörte man in der Oeffentlichkeit wenig von ihm. Um seine Entwicklung zu studiren, musste man seine wöchentlichen Abende besuchen oder auch in Versammlungen irgend welcher Vereine gehen, welche irgendwie reformatorisch wirken wollten. Ueberall traf man Herrn von Egidy; eine treffliche Methode für ihn, sich zu unterrichten. Aber der Prophet konnte nicht aus seiner Haut. Immer wollte er selbst schon lehren; und dunkel war meist seiner Rede Sinn. Hatte man z. B. einen ganzen Abend darüber diskutirt, wie das höhere Mädchenschulwesen umzugestalten sei, und der eine für Einführung des Unterrichts in der klassischen Philologie, der andere aber sogar für Abschaffung des neusprachlichen gesprochen, hatte man jedenfalls, wenn nichts anderes, so doch das gezeigt, dass der höhere Mädchenschulunterricht zu ändern sei, so konnte man sicher sein, dass M. v. Egidy auftrat mit folgender Rede: „Deutsche Männer und Frauen! Es kommt gar nicht darauf an, wie man ändert, sondern man muss nur den festen Willen haben, überhaupt zu ändern. Wenn nur jeder in sich geht. Dann werden unsere Töchter schon gut unterrichtet werden. Disputirt also nicht länger. Geht vielmehr hinaus in alle Welt und predigt allen die Nothwendigkeit einer Aenderung des höheren Mädchenschulunterrichts zu wollen.“ Dann war meist alles so zerknirscht, dass sich niemand mehr zum Wort meldete. —

Anders wurde es durch die Reichstagsauflösung im Frühling 1893. Während im ganzen Reich jeder für seine Partei Propaganda machte, hiess es plötzlich: M. v. Egidy bewirbt sich ohne die Unterstützung irgend einer Partei um einen Sitz im Reichstag. Der Sitzungssaal in der Leipzigerstr. sollte zur Resonanz dienen, damit die Stimme des Propheten durch das Land schalle. Jedenfalls hatte er die Gelegenheit, zahlreiche Wahlreden zu halten. Schliesslich bekam er 1800 Stimmen in seinem Kreis, eine immerhin nicht zu unterschätzende Zahl. Aus dem „Wahlhefte“ konnten wir mit Genugthuung eine weitere Entwicklung konstatiren. Aus dem ethisch-sozialen war ein sozial-politisches Prophetenthum geworden; Prophetenthum noch immer, weil dauernd das Gefühl den Verstand leitete; sozial-politisch, weil das messianische Reich nunmehr ausser der Erziehung durch Staatsgesetze aufgebaut werden sollte. Leider erfuhr man nicht, wie diese Staatsgesetze heissen sollten. Alles rief: „Programm, gib uns Dein Programm!“

Da that sich der Prophet Gewalt an und schrieb im Herbst 1894 seine „Leitworte“, auf die er sich noch heute beruft. Hier will er uns seine gesammte sozialpolitische Weltanschauung schildern. Leider ist es kein Gemälde, sondern ein buntes Mosaik aus rothen, blauen, goldenen und anderen Steinchen. Immerhin herrscht doch die rothe Farbe vor. Viele seiner Forderungen schillern demokratisch-sozialistisch, als z. B. folgende: „Die Verfassung giebt sich das Volk selbst“. „Das Gesamtwohl erheischt ein Wohl-

befinden Aller und jedes Einzelnen im Volke“. „Der vaterländische Grund und Boden gehört der Gemeinsamkeit“. „Nur eine einzige direkte Steuer“. „Keinerlei Grenzzoll“. „Erhöhter Umsatz“. „Arbeitsstätten der Gemeinsamkeit, in der jeder Arbeit findet“. „Keine Gesinde-Ordnung“. „Unbedingter gleicher Anspruch auf geistige Ausbildung für Mann und Frau“. „Frühzeitige Familiengründung“. „Gleiches Recht aller Kinder auf Entwicklung ihrer geistigen und körperlichen Fähigkeiten“ u. s. w. Selbstverständlich stehen diese Forderungen in dem Büchlein nicht alle so schön geordnet, auch nicht so nackt da, sondern sind, ähnlich wie bei den Propheten des alten Testaments, in mannigfaltige Arabesken und Verschlingungen unverständlicher Mahnungen verwoben. Aber auf die einzige nüchterne Frage hin: „Wie willst Du diese Gesetze durchführen“, verfällt der Prophet wieder in dunkle Orakelsprüche, die weder unter einander, noch mit den obigen Forderungen in Uebereinstimmung zu bringen sind. So stellt er folgendes Wahlgesetz auf: „Die werthvollsten, durch ihre Gesinnung geadelten, in ihren Anschauungen gereiften Männer bilden (von selbst?) die Volksvertretung. Das Volk entsendet seine Vertreter in freier, nur durch das Lebensalter beschränkter Wahl“. Da auch sonst „die Entsendung der nothwendigen Männer in die Volksversammlung“ als das „einzige aber auch unfehlbare Mittel“ hingestellt wird, um seine Ideen zu verwirklichen, so hofft man wenigstens auf eine Souveränität dieser Volksvertretung. Ist nicht! Dann giebt's noch einen „monarchischen Gedanken“: „Der Fürst weder absoluter Herrscher, noch konstitutioneller Regent; aber auch der Fürst eine Persönlichkeit, ein Selbst; mit gleichem Recht, seinen Willen zum Ausdruck zu bringen, wie Jeder im Volke. Keine unklare, zwischen Fürst und Volk geschobene Ministerverantwortlichkeit“. „Unklar!“ Man höre und staune. —

Jedenfalls kann man nicht behaupten, dass Herr von Egidy „nichts gelernt und nichts vergessen“ habe. Im Gegentheil, er hat sehr viel vergessen. So hat er vergessen, dass er im Anfange seines Auftretens sich ganz entschieden äusserte: Keinerlei Verein! Bald darauf entstand die „Vereinigung zur Verbreitung von Egidy'scher Gedanken.“

Ebenso entschieden proklamirte er: Die Presse ist nicht der geeignete Weg. Keinerlei Zeitung. — Am 1. Januar 1894 erschien die „Versöhnung“, Begründer und Herausgeber: M. v. Egidy.

„Ich will keine neue Partei bilden“, sagt er. Da spricht sein Verbündeter Prof. Lehmann-Hohenberg regelmässig von der „Egidybewegung“.

Der erste Jahrgang der „Versöhnung“, der beim „Pionier“ erschien, bringt aus der Hand seines Herausgebers neben den Gedanken des Leitwortes noch eine ganze Fülle religiöser und patriotischer Betrachtungen im Prophetentone, z. B.: „Der Schöpfer begabte uns mit einem religiösen Empfinden“. „Königs Geburtstag. Wie viele sind es denn, die in einem rechtschaffenen Herzen ehrliche, selbstlose, auf des Königs wahres Wohl gerichtete Wünsche bewegen und sie — in welcher Form immer — zu einem Gebete gestalten. In wieviel Häusern versammelt denn am Morgen von Königs Geburtstag der . . . Vater . . . seine Hausgenossen und weicht sich und ihnen den Festtag zu einem inneren Feiertag?“ Und so geht es fort.

Der zweite Jahrgang bringt merkwürdige Episoden, so den Abdruck eines Herrn von Egidy ausserordentlich lobpreisenden Artikels des „Temps“ in deutsch und französisch, so auch recht geschmacklose Ruhmeserhebungen des Dr. Fr. W. Förster, welcher laut No. 39 „zu den werthvollsten Söhnen unseres Volkes“ gehört und „allen Deutschen ein Vorbild“ ist.

Seit dem 1. Januar 1896 ging die Leitung der Versöhnung nach Kiel zu Herrn Lehmann-Hohenberg. Dieser Prophet ist Professor und steht

bedeutend mehr rechts als sein Bundesgenosse. Er hat den „Deutschen Volks-Bund“ gegründet und giebt jetzt auch die „Kieler Neuesten Nachrichten“ heraus, ein möglicher Weise ganz nützlichcs Unternehmen.

Am 1. März gab M. v. Egidy wiederum ein Programm, das keine neuen Gesichtspunkte zeigt. Die Entwicklung schien abgeschlossen. Da, am 26. April, hält er eine Rede in der „Freien anarchistisch-sozialistischen Vereinigung.“ Nach dem Bericht, den der „Sozialist“ in No. 18 und 19 darüber giebt, erklärte der Prophet sich hier auf einmal mit den Anarchisten in seinen Zielen einverstanden. Dieser Richtung hat er freilich immer näher gestanden, als den Sozialdemokraten. Dennoch wäre es merkwürdig, wenn er auf einmal seine monarchischen und metaphysischen Phantasmen für andre mindestens ebenso zweifelhafte aufgeben sollte. Warum nicht auch das? Wir glauben aber vorläufig mehr an einen augenblicklichen Rückfall im jugendlichen Thatendrang seinerseits oder auch einen unberechtigten Optimismus von Seiten des anarchistischen Berichterstatters. Selbst Herr von Egidy kann ja der anarchistischen Bewegung nichts schaden!

Um wirklich vorwärts zu schreiten, müsste Herr von Egidy mit methodischer Kritik seinem eigenen Standpunkt zu Leibe gehen, d. h. er müsste seine eigene Prophetenhaut abziehen, aus einem Lehrer ein Zweifler und Lernender werden. Wie viel Originalität dann übrig bliebe, das ist freilich die Frage! Der Oberstlieutenant würde in die Bataillone, vielleicht die Arbeiterbataillone zurücktreten, wohl gar als jüngster Rekrut. Bixiou.

## Philosophie und Psychologie.

Es war einer der wichtigsten Wendepunkte in der Geschichte des menschlichen Denkens, als in England Bacon zum ersten Mal die Forderung erhob, dass alle Wissenschaft lediglich von der Erfahrung auszugehen habe, ohne Rücksicht auf soziale, metaphysische und speziell religiöse Voraussetzungen, mit geflissentlicher Vermeidung aller unbewiesenen Voraussetzungen. Nicht lange danach hat Locke seinen Vernichtungskampf gegen die „angeborenen Ideen“ der früheren Philosophie geführt und den menschlichen Geist zum Hauptgegenstand seiner Untersuchungen gemacht.

Bacon ist der Wegweiser der modernen Wissenschaft, Locke der Vater insbesondere der wissenschaftlichen Psychologie geworden. Sie beide haben der Scholastik den Todesstoss versetzt und den Geist des Mittelalters aus der Wissenschaft vertrieben.

Vertrieben? Das wäre zu viel gesagt. Noch heute, mehr als 200 Jahre nach Bacon und Locke, haben wir die scholastische Methode in der Wissenschaft nicht völlig überwunden, noch heute stehen viele Geister im Banne mittelalterlichen Denkens.

Die Naturwissenschaften allerdings, die Bacon erst auf eigene Füße gestellt hat, wandeln in unsern Tagen so ziemlich ohne Ausnahme die von ihm angedeuteten Wege und beweisen durch glänzende Erfolge die Brauchbarkeit des von ihm empfohlenen Instruments, Induktion genannt. Aber die Philosophie, der wir die Befreiung der Wissenschaft vom Joche der Theologie und die Erfindung der modernen empirischen Forschungs-

methode verdanken, sie selbst macht von dieser Freiheit und von diesem Instrument nicht allseitig Gebrauch. Nicht alle, die sich heute Philosophen nennen, halten die empirisch-induktive Methode für die allein wissenschaftliche. Viele glauben noch immer, durch Deduktion aus gewissen unbewiesenen und meist unbeweisbaren allgemeinen Sätzen oder Begriffen werthvolle Einsichten gewinnen zu können.

Nur ein Theil der modernen Anhänger der Philosophie ist in der Richtung der Bacon, Locke, Hume weitergegangen und hat, nachdem die Naturwissenschaften ein für alle Mal sich von der Philosophie losgelöst haben, ein bestimmt umschriebenes Gebiet von Thatsachen, sich zum Gegenstand empirisch-genauer Forschung erkoren; das sind die modernen Psychologen. Diese vom wirklich Gegebenen, d. h. von der inneren Erfahrung und Beobachtung ausgehende Psychologie ist eine in Deutschland erst wenige Jahrzehnte alte Wissenschaft. Aber gerade deutsche Forscher haben in unserm Jahrhundert auf diesem Gebiet Hervorragendes geleistet.

Natürlich sind die vorhin charakterisirten Philosophen „alten Stils“, sind alle offenen oder verkappten Scholastiker in der Philosophie mit dieser Wendung der Dinge keineswegs einverstanden. Ist doch gerade die menschliche „Seele“ immer der Haupttummelplatz metaphysischer Spekulation und scholastischer Begriffsgymnastik gewesen. So ist begreiflich, dass aus diesem Lager heraus von Zeit zu Zeit heftige Angriffe gegen die kräftig sich entwickelnde moderne Psychologie gerichtet werden.

Ein solcher Angriff ist die vor Kurzem erschienene Schrift des Münchener Privatdozenten Dr. Güttler: „Psychologie und Philosophie! Gestützt auf viele Citate, namentlich von Nichtpsychologen, sucht der Verfasser die moderne psychologische Forschung gründlich schlecht zu machen. Er betont das vielfach rein Hypothetische ihrer Ergebnisse und weist ihr innerhalb der „Philosophie“ eine sehr bescheidene Winkelstellung an. Die Unsterblichkeit der Seele, das Dasein Gottes u. dergl., das seien neben ethischen und logischen Fragen die Hauptprobleme der Philosophie, Probleme, deren Lösung von der empirischen Psychologie völlig unabhängig gedacht wird.

Schade nur, dass der Verfasser alle diese Fragen nur aufwirft, oder (wie die theologischen) einfach ohne Beweis dogmatisch beantwortet! Es wäre interessant, zu erfahren, auf welche Erkenntnisquellen er bei seiner Forschung zurückzugehen pflegt, da er die der psychologischen Erfahrung so geringschätzt. Thatsächlich zeigt die Geschichte der neueren Philosophie eine immer entschiedenere Konzentration auf die psychischen Thatsachen, die schon seit Jahrhunderten gerade die bedeutendsten „Philosophen“ zum wichtigsten Gebiet ihrer Forschung gemacht haben.

Die erwähnte Schrift hat denn auch bereits nach wenigen Tagen eine kräftige „Erwiderung“ gefunden in einer von dem Studenten der Philosophie Felix Krueger in München verfassten Broschüre: „Ist

Philosophie ohne Psychologie möglich?\*) Der Verfasser wendet sich zunächst polemisch gegen Dr. S., dem der Nachweis seiner recht mangelhaften Bekanntschaft mit dem Wesen und der Methode der heutigen Psychologie geliefert wird. Dann aber sucht Krüger, seine erschöpfenden, rein sachlichen Darlegungen in knapper Form zusammenfassend, den Beweis zu liefern, dass Psychologie, und zwar empirische Psychologie, den einzig möglichen Ausgangspunkt alles Philosophierens bilde. Logik, Ethik und Aesthetik seien nur als psychologische Disziplinen, gewissermaassen als angewandte Psychologie anzusehen und könnten nur so mit Erfolg betrieben werden. Als Erkenntnisslehre habe die Psychologie die von anderen Wissenschaften ohne Kritik vorausgesetzten Axiome zu prüfen und sei so allein im Stande, der Aufgabe einer „Prinzipienwissenschaft“ gerecht zu werden.

Die ganze Schrift hier eingehend zu behandeln, ist leider nicht möglich. Nur zwei Stellen von besonderem Interesse möchte ich hier anführen. Die reinen spekulativen Philosophen werfen der Psychologie häufig vor, sie arbeite mit einer Menge Hypothesen; sie könne ohne gewisse metaphysische Voraussetzungen garnicht auskommen. Hiergegen führt Krüger aus:

Vor Allem aber ist eine Hypothese ja nicht an sich ein Uebel, sondern eine wissenschaftliche Nothwendigkeit, und wissenschaftlich werthvoll in dem Maasse, als sie auf dem festen Boden der Erfahrung ruht. Eine Wissenschaft, die nicht von Vorurtheilen oder „Offenbarungen“ ausgeht, also eine wirkliche Wissenschaft, kann ohne Hypothesen um keinen Schritt vorwärts kommen. Und es ist deshalb unzulässig, da, wo es sich um wissenschaftliche Hypothesen handelt, die, aus empirischer Beobachtung erwachsen, unter steter Kontrolle der Erfahrung verwendet werden, schon von „metaphysischen Voraussetzungen“ zu reden.

Wenn alle ihre Einwände widerlegt worden sind, pflegen die eben erwähnten Philosophen den letzten, ihrer Ansicht nach schwersten und unwiderlegbaren Vorwurf gegen die empirische Psychologie vorzubringen: „dass die empirische Psychologie oder die soeben charakterisirte psychologische Philosophie gewisse „letzte und höchste“ Fragen nicht beantworten wolle oder könne, dass sie nicht, wie die alte Metaphysik zu einer einheitlichen und abgerundeten Weltanschauung ver helfe“.

Hiergegen macht Krüger geltend: „dass man darüber sehr verschiedener Meinung sein kann, welche Probleme als „letzte und höchste“ zu bezeichnen seien. Es wird wohl immer Menschen geben, denen ihr empirisches geistiges Leben und dessen Gesetzmässigkeit wichtiger und interessanter ist, als Spekulationen über die „Theilbarkeit“ oder die „Aseität“ der Seele“.

Die Frage nach dem „persönlichen Ich des Menschen“ kann die Psychologie natürlich nur insoweit behandeln, als es sich um den „empirischen Begriff“ des Ich und seine Entstehung handelt. „Die Frage freilich nach dem Ich „unabhängig von seinen Erscheinungen“ oder nach

\*) München, Th. Ackermann.

dem metaphysischen „Urgrund des Bewusstseins“, diese Frage wird von der wissenschaftlichen Psychologie überhaupt nicht aufgeworfen.“ Diese metaphysischen spekulativen Untersuchungen hält der Verfasser, und ich stimme ihm darin vollkommen bei, nicht für eine Sache der Wissenschaft. Er fragt mit Recht: Aber ist denn eine überempirische, apriorische Metaphysik im Stande, solche Fragen in wissenschaftlich befriedigender Weise zu beantworten?

Verfasser verneint diese Frage mit Recht; für ihn haben die metaphysischen Systeme nur „ästhetischen und oft auch ethischen Wert.“ Aber sie sind ihm keine Wissenschaft. Er schliesst seine Ausführungen mit folgenden Sätzen: „Der Mensch nach seiner geistig-geschichtlichen Seite ist immer das interessanteste Räthsel für denkende Köpfe, das Hauptproblem aller Philosophie gewesen. Eben dieses Problem, oder diese Summe von Problemen, bildet den Gegenstand der wissenschaftlichen Psychologie (die ihre Aufgaben auf empirischem, d. h. auf dem allein wissenschaftlichen Wege zu lösen sucht). Philosophie als Wissenschaft ist daher völlig unmöglich ohne empirische Psychologie. Diese bildet die nothwendige und einzig mögliche Grundlage aller philosophischen Forschungen: alle wissenschaftliche Philosophie ist empirische Psychologie.“

Bei der beachtenswerthen Stellung, die die moderne Psychologie heute innerhalb des Systems der Wissenschaften einnimmt, und mit Rücksicht darauf, dass der Kampf zwischen der alten Philosophie und der jungen Psychologie um die Stellung als „Prinzipien-Wissenschaft“ immer grössere Bedeutung gewinnt, glaube ich wohl berechtigt zu sein zu dem Versuch, den Lesern durch obige Ausführung ein Bild von dem momentanen Stande der Dinge zu bieten. Der Sieg der entwicklungs-fähigen Psychologie bedeutet ja auch zugleich eine weitere Erschütterung des dem Sozialismus feindlichen, längst erstarrten Transzendentalismus.

F. Haupt.

## Der zweite deutsche Gewerkschaftskongress.

Von Hans Breun.

Eine besondere Bedeutung für die deutschen Gewerkschaften, für die Arbeiterbewegung überhaupt, hat der zweite deutsche Gewerkschaftskongress, der vom 4. bis 8. Mai in Berlin tagte, nicht gehabt; dieses war vorauszusehen, weshalb auch eine Anzahl Gewerkschaftsvorstände sich gegen Einberufung des Kongresses erklärt haben.

In erster Linie handelte es sich um Sein oder Nichtsein der „Generalkommission“, der auf dem ersten Gewerkschaftskongresse im Jahre 1892 gewählten Zentralleitung der deutschen Gewerkschaften. Mit deren Thätigkeit war eigentlich Niemand zufrieden, die G.-K. selbst am wenigsten. Die Befugnisse und die Mittel dieser aus sieben Personen bestehenden Körperschaft waren ziemlich beschränkt gewesen: sie hatte die gewerkschaftliche Agitation namentlich in denjenigen Gegenden und Berufen, in denen sonst nicht für Agitation gesorgt wurde, zu pflegen, hatte die von den Zentralvorständen

gelieferten Aufzeichnungen über Stärke und Leistungsfähigkeit der gewerkschaftlichen Organisationen und über die geführten Streiks zusammenzustellen und durch ein „Korrespondenzblatt“ die Verbindung zwischen den verschiedenen Berufen aufrecht zu erhalten. Die Unterstützung von Streiks war der G.-K. nicht zugewiesen. Während nun eine Anzahl Anträge die Aufhebung der G.-K. verlangten, beantragte diese selbst, ihr als weitere Aufgabe die Oberleitung der deutschen Streiks zu übertragen. Sie verlangte die Gründung eines der G.-K. zur Verfügung stehenden Streikfonds, aus dem jede zugehörige Gewerkschaft, die pro Mitglied und Quartal 50 Pf. an ihn ablieferte, im Falle eines Streiks für jedes am Streik beteiligte Mitglied, das mindestens 26 Wochen der Organisation angehört, fünf Mark Unterstützung für sechs Arbeitstage erhalten sollte.

Dieser Vorschlag wurde bereits vor dem Zusammentreten des Kongresses seitens der Fachpresse todtgeschlagen und hat ihm der Kongress nur noch ein Begräbniss erster Klasse bereitet, das heisst, ihn mit überwältigender Majorität abgelehnt. War es doch auch ein eigenartiger Vorschlag, bei dessen Durchführung die meisten Organisationen kaum jemals so viel herausholen konnten, als sie einzahlten. Bei den deutschen Streiks sind in den meisten Fällen kaum 20 Prozent der Theilnehmer länger als ein halbes Jahr organisirt, nur der fünfte Theil der Streikenden hätte demnach die Unterstützung von fünf Mark pro Woche erhalten. Für die Unterstützung der Uebrigen und für Ergänzung der unzureichenden Unterstützung der Bezugsberechtigten hätte jede Organisation selbst aufkommen müssen; eine Besserung des bisherigen Zustandes wäre also durchaus nicht erreicht worden.

Also der Vorschlag der G.-K. wurde abgelehnt und sind ihr nur dieselben Aufgaben weiter zugewiesen worden, die sie bisher hatte. Dass die G.-K. bestehen bleiben müsse, wurde während der Diskussion auch jenen Delegirten klar, die im Sinne ihrer Auftraggeber für Aufhebung hätten stimmen sollen, und mit ganz bedeutender Majorität wurde das Weiterbestehen beschlossen. Bei der Beschlussfassung über diesen Punkt kam eine für die deutschen Gewerkschaften neue Abstimmungsart zum ersten Mal zur Anwendung, nämlich die Abstimmung nach Anzahl der vertretenen Stimmen, jeder Delegirte besass so viele Stimmen, als er Wähler hatte. Diese Abstimmungsart soll auch bei den weiteren, alle drei Jahre einzuberufenden Gewerkschaftskongressen beibehalten werden.

Die wichtigste Entscheidung, die der Kongress getroffen hat, ist die über Arbeitslosenunterstützung. Vor einigen Jahren noch waren die meisten Leiter der deutschen Gewerkschaften entschiedene Gegner der Arbeitslosenunterstützung seitens der Gewerkschaften, nicht allein, weil man sie für undurchführbar hielt, sondern vor Allem aus prinzipiellen Gründen; man glaubte, wie es in einer vom Kongress abgelehnten Resolution heisst, „dass es dem Klassencharakter der modernen Arbeiterbewegung direkt zuwiderläuft, wenn man der Arbeiterschaft durch Schaffung kapitalistischer Einrichtungen unter uns ein Interesse am modernen Kapitalismus künstlich einflösst.“ Auf dem ersten Gewerkschaftskongress würde man vorstehendem Satze mit grosser Mehrheit zugestimmt haben, während sich der diesjährige Kongress mit zwei Drittel Majorität für Einführung von Arbeitslosenunterstützung aussprach. Die angenommene Resolution hat folgenden Wortlaut:

„In der Erwägung, dass die Arbeitslosenunterstützung — abgesehen von deren humanitärem Charakter — die Stabilität des Mitgliederstandes in den einzelnen Organisationen in hohem Maasse garantirt, und in der weiteren Erwägung, dass durch diese Unterstützung auf die Lohn- und Arbeitsverhältnisse verbessernd eingewirkt werden kann, indem das Angebot der arbeitslosen Hände unter den jeweilig geltenden Lohn- und Arbeitsbedingungen wenn auch nicht vollständig beseitigt, so doch ganz

bedeutend vermindert wird, erkennt der zweite deutsche Gewerkschaftskongress in diesem Unterstützungszweige einen bedeutenden, ja notwendigen Förderer der gewerkschaftlichen Organisationen, der keineswegs geeignet ist, den Klassenkampf zu verwischen.

Der Kongress legt deshalb den deutschen Gewerkschaften die Einrichtung der Arbeitslosenunterstützung dringend nahe, um die gewerkschaftlichen Organisationen in dem immer schwieriger werdenden wirthschaftlichen Kampfe achtungsgebietender und damit widerstandsfähiger zu gestalten.“

Dieser Beschluss ist deshalb von besonderer Bedeutung, weil in vielen Organisationen Freunde und Gegner der Arbeitslosen-Unterstützung in gleicher Anzahl vorhanden sind und durch die Entscheidung des Kongresses die Ersteren das Uebergewicht erhalten. Jedenfalls werden in den nächsten Jahren verschiedene Organisationen Arbeitslosen-Unterstützung einführen.

Ein übereilter Beschluss wurde in Bezug auf Arbeitsvermittlung gefasst. In der letzten Zeit tauchte immer mehr die Forderung auf, an Stelle der ziemlich bedeutungslosen Arbeits-Nachweise der Gewerkschaften kommunale Arbeits-Nachweise unter Theilnahme der Arbeiter zu schaffen; an einigen Orten hat man auch bereits zufriedenstellende Anfänge einer solchen Arbeits-Vermittlung zu verzeichnen. Der Kongress hat sich auf das Dringen des Reichstags-Abgeordneten v. Elm hin mit etwa zweidrittel Majorität gegen die kommunalen Arbeitsnachweise ausgesprochen. Da die hierzu angenommene Resolution für die Leser dieses Blattes besonderes Interesse haben dürfte, so bringen wir sie zum Abdruck:

„Grundsätzlich abzulehnen ist jede Erwägung der Möglichkeit einer gemeinsam geführten Arbeitsvermittlung zwischen Arbeiter und Arbeitgeber. Der naturgemäss unausgleichbare Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit wird immer ausschlaggebend wirken, selbst dann, wenn durch einen scheinbar parteilosen kommunalen Arbeitsnachweis ein Kompromiss auf diesem Gebiet zu Stande gekommen ist. Der Einfluss des Kapitals auf die Kommunal-Verwaltung ist heute noch ein so grosser, die Einwirkung der Arbeiter auf Mitverwaltung in kommunalen Angelegenheiten eine so geringe, dass bei allgemeiner Einrichtung kommunaler Arbeitsnachweise diese nur den Interessen des Kapitals dienen werden.

Das Entgegenkommen eines Theils der Fabrikanten bezüglich Errichtung kommunaler Arbeitsnachweise ist instinktiv diktiert von der Absicht, eine leichte und bequeme Kontrolle über den Arbeitsmarkt zu erhalten und bei dem nachgerade permanenten Ueberangebot von Arbeitshänden die Bedingungen des Arbeitsvertrages für die Arbeiter einseitig festsetzen zu können. Ueberall dort, wo aber Arbeitsnachweise von Arbeitgebern bestehen, werden diese schwerlich zu Gunsten parteiloser, auch nur einigermaassen arbeiterfreundlich geleiteter kommunaler Einrichtungen die Thätigkeit ihrer Arbeitsvermittlung einzustellen gesonnen sein und bei einer event. Einrichtung solcher diesen genau so entgegenwirken, wie heute den Arbeitsnachweisen der Gewerkschaften.

Es ist deshalb ein Irrthum, von der Errichtung kommunaler Arbeitsnachweise eine Verbesserung des gegenwärtigen Zustandes zu erwarten. Bei eintretenden Differenzen zwischen Kapital und Arbeit jedoch werden die kommunalen Arbeitsnachweise eine ständige Gefahr für die Arbeiter insofern bilden, dass dieselben ihren Interessen entgegen gehandhabt werden. Will der Staat resp. die Kommune in Erkenntniss der die Allgemeinheit geradezu bedrohenden gegenwärtigen anarchischen Zustände auf diesem Gebiete zur Regelung derselben die Hand bieten, so hat er sich nach Ansicht der Vertreter der gewerkschaftlich organisirten Arbeiterschaft Deutschlands lediglich darauf zu beschränken, den Arbeitern die pekuniären Mittel hierfür zu gewähren nach Art der auf merkantilem Gebiet zum Besten der Kaufmannschaft errichteten Handelsbörsen.

Da durch eine uniforme staatsseitige resp. kommunale bureaukratische Leitung den speziellen Bedürfnissen der verschiedenen Gewerbe unmöglich Rechnung getragen werden kann, so ist für die Spezialbranchen eine Leitung durch Fachleute eine unbedingte Nothwendigkeit.

Wie auf dem gesammten wirthschaftlichen Kampfgebiet das schrittweise Vorwärtsschreiten des Proletariats von der Klarheit und der Erkenntniss der Machtmittel des-

selben abhängt, so ist auch eine Entscheidung dieser Frage lediglich durch eine Stärkung der Gewerkschaftsorganisation und Errichtung eigener Arbeitsnachweise zu erwarten. Der zweite Kongress der Gewerkschaften Deutschlands warnt deshalb die Arbeiter aller Orte vor jeglichem Experiment auf einer anderen Grundlage als der alleinigen Leitung von Arbeitsnachweisen durch die Organisationen der Arbeiter.“

Es muss nun abgewartet werden, wie man sich an solchen Orten, wo gut eingerichtete kommunale Arbeitsnachweise bestehen, zu dieser Entscheidung stellen wird.

Weitere Punkte der Tagesordnung waren „Hausindustrie und Schwitzsystem“ und „Agitation unter den weiblichen Arbeitern“. Neues hierzu wurde nicht vorgebracht.

## Aus den Werken von Johannes Schlaf.

### I.

#### Aus „In Dingsda.“

Flaches Land im Monddunst.

So weit man blicken kann, am Horizont hin mächtige Häusermassen in bläulichem Dämmer, wie ein Gebirge breit in den Himmel hinein. Häuser, Häuser und Häuser. Und es wächst und wächst und dehnt sich weiter und immer weiter, ängstigend weit in das Land hinein.

Oben drüberhin ein rother Lichtdunst, der sich in breitem Halbkreis schmutzig und trüb in die sternfunkelnde Klarheit dehnt.

Hier giebt es keine Nacht. Nimmermüde rauscht hier das Leben durch die breiten, hellen Strassen. Millionen und Abermillionen rastloser Kräfte: hier kreuzen sie sich in tausend und abertausend Verfeinerungen.

Das Elend der Vorstädte. Lange, endlos lange Strassen mit schnurgeraden, oden Façaden, wie Mauern, glatt und grau. Unzählige Fensterlöcher, viele roth die ganze Nacht durch. Wieviel Jammer, Verzweiflung, Elend, Müdigkeit, Erniedrigung dahinter! Wieviel Zukunft! Rächende Zukunft, grossgezogen in Träumen und Hoffnungen, bis der Tag kommen wird, an dem aus unsäglichen Gräueln eine neue Welt sich erhebt. Eine neue Welt! . . .

Immer sicherer gestaltet sie sich heraus aus unseren Wünschen, aus unseren Visionen, aus unseren unabweislichen Bedürfnissen.

Und wir? Wir sind die Verkündiger und Hindeuter. Das ist unser unabweisbares Schicksal! Verkündiger und Hindeuter, wenn wir den Totenkampf absterbender Generationen, deren Schuld ihre Schwäche ist, ihre Müdigkeit, ihre tausend Raffinements, in uns erleben; Verkündiger und Hindeuter, wenn es in uns lebendig wird von Ahnungen der Zukunft. . . .

Müde, leidend, hoffend, ahnend und besitzend, arbeiten wir alle an der Zukunft und — sind Zukunft. . . .

\* \* \*

Du schöne, freudige Welt der Zukunft! Dass ich nicht an dir zu zweifeln brauche! Dass meine Seele kräftig und gesund ist, dich zu hoffen,

dich zu ahnen, durch die Gräuel hindurch, aus denen du erstehen wirst!

Du schöne, freudige Welt! Ein neues, starkes, adliges und selbstsicheres Geschlecht, das sich verwandt fühlt über die Erde hin, so weit Menschen leben! Das keine Kaste, kein Raçenbass, keine Religion trennt! Das Thaten, Erkenntnisse und Empfindungen kennt, nie geahnt! . . . Und dann? . . . Und dann? . . . Wieder neue Thaten, Erkenntnisse, Empfindungen! . . . Und so fort bis zu unerforschlichen Vollendungen? . . .

Sterben und Werden! Ewig! — Das ist Alles! — Mehr ergründet kein Verstand. Doch unser Empfinden durchbebt es mit wunderbaren Schauern wie vor unergründlichen Mächten. . . .

\* \* \*

Ich liege und liege und kann keinen Schlaf finden und mag keinen finden. Eine Stunde nach der anderen geht vorbei, vorbei.

Ein frischer Luftzug rührt das Laub draussen und bebt in den Gardinen. Allmählig, leise wechselt das Licht. Und nun liegt es wie ein verlorenes Fröhdammern drüben über den Bäumen, auf dem Tisch vor'm Fenster, an den Wänden hin. Oben verbleichen die Sterne am klaren Himmel. Von den Höfen her krähen die Hähne und unten im Garten zwitschern die Staare in's Morgengrauen.

Ich höre Alles wie in einem schwindenden Traume. Und nun deutlicher, bestimmter, wie es rings um mich her erwacht in den hellen, aufsteigenden Morgen hinein. Und die frohe, kräftige Sicherheit des Tages kommt über mich.

Eine süsse Müdigkeit drückt mir die Augenlider. Noch ein paar Stunden Schlaf, dann wird mir mein Frühstück schmecken, und dann werde ich mich draussen der hellen Sonne freuen, offen den Freuden und Leiden des Tages, geschickt beide zu ertragen, und Stunden werden kommen, Stunden, da sie mir beide gering sind. . . .

## II.

### Aus „Meister Oelze.“

Die Rouleaux sind heruntergelassen. Auf dem Tische steht die brennende Lampe. Mariechen sitzt am Tische. Emil lungert im Zimmer umher. — Draussen der Wind.

Emil (betrachtet pfeifend, die Hände in den Hosentaschen, die alte Frau): Brrr! Ganz dreck'g is se un nach Hamsterfelln stinkt sel! — Brrr! (Pfeift wieder im Zimmer umher.) Hach! — Hier is gar nischt los! (Bleibt vor Mariechen stehn.) Na Du?! (Plötzlich kommt ihm ein Gedanke. Er hupfelt zur Thür hin.) Na? Soll ich Dich jetzt mal mit der Grossmutter alleine lassen un nausgehn? (Hand auf der Thürklinke.) Na? Soll ich?

Mariechen (lächelt ungewiss.)

Emil: Na?

Mariechen (halb zaghaft): Ach Du traust Dich ja selber nich naus?

Emil: Oho! Pass mal auf! (Drückt auf die Klinke.)

Mariechen (schnell ängstlich): Nee, Emil, nee!

Emil (neckend): Grade! Erst recht! Jetzt geh ich!

Mariechen (halb weinend): Lieber Emil! Ach nee! Ach nee!

Emil: Siehste, wie de Angst hat? — Wenn ich jetzt nausgehe, denn kömmt e ganz schwarzer Mann da aus'm Uhrkasten und frisst Dich auf!

Mariechen: Nee, ach nee!

Emil: Ae was! Ich gehe doch! — Na?! Soll ich?!

Mariechen (weint.)

Emil (lacht.): Hohe! Die Kleene weent! — Na nu nee doch! Ich geh ja gar nich naus! Was weenst 'enn?! — Hoho?! Bist du awwer mal dumm?! (Von der Thür weg.) Na?! Wenn de immer noch weenst, geh ich doch! — Na?!

Mariechen (trocknet sich die Augen.)

Emil: Fürcht't sich die Kleene! — Aach! Fürcht't se sich! — Hehe! Hehe! — Schab, schab Möhrchen?! — Du! Lache mal, Kleene! — Na?! — Willste gleich mal lachen?!

Mariechen (lacht): Na, Dummer!

Emil: So! Siehste?! — (Gähnt und dehnt sich. Sucht dann wieder pfeifend im Zimmer umher.) Ae! Giebts denn hier gar nischt zu essen?! — Hm hm hm! — Warte mal! (Bleibt endlich vorm Ofen stehn und macht einen langen Hals hinauf.) Au! Is ja wahr! Die Birn! — Mal'n Stuhl her! — Fix! (Schleppt einen Stuhl zum Ofen.) So! Nu komm mal her un setz' Dich druf! (Mariechen setzt sich auf den Stuhl.) Awwer feste, dass e nich umkippelt! — Nu klettr' ich fix uf de Lehne? Denn kann ich grade hinclangen! (Langt nach den Birnen.) Awwer Du musst ooch feste sitzen! Heerste? Ganz feste! Ja nich wackeln! — Au, wie's im Ofen bubbert! (Mariechen erschrickt.) Au!! — Na Dumme! Sitz doch feste! — Was ferchst de Dich denn?! De Grossmutter thut Dir nischt! (Langt Birnen oben vom Ofen, isst und wirft dann welche Mariechen zu.) Da! — Fang uf! — Iss! — Dass de awwer hernach nischt meiner Mutter sagst! Heerste? — Sonst kriegste Haue!

Mariechen: Nee.

Emil: Aach! Da sin der Grossmutter grade e paar uf'n Kopp gefalln! — Hihih! — Ae, schad't nischt! Das merkt se doch nich! (Langt wieder nach den Birnen.) So! Noch ee paar! (Singt beim Kauen):

Dreie, sechse, neine!

Jetzt gehn mer in de Scheine!

Jetzt gehn mer in das Haberstroh

Un sin ganz kreizfidel un . . .

So! Jetzt is genug! — Nu fix noch e paar nach vorne paddeln, dass se nischt merken! Sonst giebts Keile! — Bleib sitzen!! — Ich springe!! — Bautz!! (Springt von der Lehne herunter.) Hä! Gucke mal! Alle Taschen haww' ich mer vollgepfroppt! — Na, iss doch?! — De traust Dich wohl nich? — Die missen mer alle essen, sonst merken se was! — So! — 'N Stuhl widder wegstelln! — Fix! Iss! — Eh se widder komm'!

Mariechen: Du! Emil! — Wo thun mer denn awwer de Stiele hin?

Emil: Au ja! — Is ja wahr! — Ich hawwe meine alle in de Stube gespuckt! — Hihi! — Fix uflesen! (Liest mit Mariechen die Stiele zusammen.) Hintern Ofen, Du! Alle hintern Ofen!

(Setzt sich auf einen Stuhl, baumelt mit den Beinen, singt?)

Dreie, sechse, neine!

Jetzt gehn mer in de Scheine!  
 Jetzt gehn mer in das Haberstroh,  
 Un sin ganz kreizfidel un froh!

Mariechen: Du! Emil! — Da liegen noch e paar uf der Grossmutter ihrn Schoosse!

Emil (essend): Nimm se doch weg!

Mariechen: Ach nee, Du.

Emil: De traust Dich wohl nich?

Mariechen: Nee.

Emil: Dumme! Die thut keen' was! — Nimm se mal gleich weg!

Mariechen: Nimm Du se doch weg Emil?

Emil: Nee, Du! — Na?!

Mariechen: Ach!

Emil: Na?! — Sonst geh ich naus!

Mariechen: Ach!

Emil: Na?! Eins? — Zwei? — Un — un — drei — is — drei —

is . . .

Mariechen (ist auf die alte Frau zugegangen und hat ihr ängstlich die Birnen vom Schoose genommen.)

Emil: Na siehste? Hat se Dich denn nu gebissen?

Mariechen: Du! Se sitzt da wie todt! Nich?

Emil: Ae! Lass se sitzen!

Mariechen: Du! Gucke mal Emil, wie's Feier iwwer'n Fussboden weghippt!

Emil (faul): Ja!

Mariechen (tritt zum Fenster und sieht auf die Gasse.): Au, lauter dicke, weisse Wolken am Himmel! — Gucke mal! — Hu, wie fix die gehn! — Du, die da iwwer Weidenhammers ihrer Scheine driebn! Wie e ganz langes Krokodil! Nich?

Emil (ist zu ihr getreten): Au ja!

Mariechen: Horche mal, der Wind? — Das wird immer schlimmer! — Nich?

Emil: Ja, Kleene! — In der Nacht geht ooch de Welt unter! — Weesst 'enn das noch nich? — In der Nacht geht de ganze Welt unter! (Zurück in die Stube.) Aaach!! (Räckelt sich, gähnt.) Ich lese bischen! (Holt sich ein Buch, setzt sich damit an den Tisch.)

Mariechen (setzt sich neben ihn, den Kopf auf den Arm gelegt.)

Rese (tritt mit Pauline ein, athmet auf): Na Gottseidank! Soweit sin mer ja nu fert'g! (Sie hat Butterbrote für die Kinder.) Hier, Kinder, habt'r gleich e paar Bemmen! Viel Umstände könn' mer heute nich machen! — Ihr habt wohl ticht'gen Hunger, was?!

Emil: Jo! (Duckert sich zusammen und lacht Mariechen zu. Sie essen.)

Rese: Na, Pauline! Nu wolln mer blos noch die alte Frau zu Bette bringen, denn wenn Franz kömmt und se sitzt noch da, denn is gleich widder der Teifel los! (Mit Pauline beim Ofen) Grossmutter! — Grossmutter!! (Die alte Frau hebt langsam den Kopf.) Mer wolln zu Bette gehn! — Zu — Bette — gehn!! — Komm' Se! — (Fasst sie an dem einen, Pauline

fasst sie an dem andern Arm. Richten sie langsam und vorsichtig auf.)  
 Kommen Se! — So! — Na?! Hibsich — lang sam?! — Hibsich — lang —  
 sam?! — So! — So! — So scheene wer'n Se schlafen! So scheenchen!  
 — Schlafen?! — Hä?! (Führen sie hinaus.)

## III.

## Aus „Frühling“.

Heute Morgen schlenderten wir Beide durch die Felder, schaukelten unsere zusammengefügte Hände, sahen uns in die Augen, lachten und waren still, ganz still.

Da haben wir den Frühling gesehn.

Mitten auf dem staubigen Feldweg patschelte er uns entgegen in einem hellrosa Wölkchen.

Er war ein Mosjöh Dreikäsehoch, hatte einen ratzekahl geschorenen, schlohweiss schimmernden Flachskopf und zwischen zwei rothbraunen Posaunenbacken eine höchst naive Stuppsnase, aus der ein Paar perlenklare Talglichtlein sacht auf ein offen Schnäuzchen herniederrannen. Ohne viele Gêne trug er ein blauverschlissenes Kittelchen auf seinem nudeldicken Wurstleibchen, vorn hoch, hinten tief, aus dem ein höchst schmutziges Bein- und Armwerk hervorpandelte.

Seine Hoheit sahen uns mit ein Paar grossen, tiefblauen Vergissmeinnicht-Augen durch und durch und bränselten so viel Unsinn vor sich hin, dass uns ganz wirblicht wurde.

Er liess sich von Dir die Nase putzen, geruhte von mir einen Nickel anzunehmen und gesegneten Herzens schlenderten wir weiter, weit, weit in die sonnige Klarheit hinein, aus der er gekommen war. . . .

\* \* \*

Anders aber sah ich ihn ein ander Mal.

Das war vor mancher Woche.

Einsam sass ich in meinem einsamen Zimmer mitten in der grossen, grossen Stadt.

Die Sterne flammen auf im tiefen Blau, hoch oben über den Dächern, zwischen den milchweissen, jagenden Windwolken, den Frühlingwolken, und die rothen Abendlichter verglühen still an den langen, langen, dunkelnden Mauern.

Drussen aus der Stille lösen sich Stimmen und der Wind fängt an mit frischen Stössen das Fenster zu streifen und singt im Rauchfang sein altes Lied.

Es wächst und wächst und immer voller und immer stärker das frische, fröhliche Brausen.

Wunderlich geht es vom Fenster zur Thür durch das Zimmer mit einem feuchtwarmen Hauch.

Und ich schnaufe den Frühling ein, seinen gesunden Odem. Und ich wittere einen Duft wie von Rosenblättern, getragen von den unsichtbaren Fluthen. Frisches, thaufeuchtes Wiesengras spür ich und den Geruch frischgepflügter brauner Felder, die im sonnigen, lerschenschmetternden Frühnebel dampfen. Und ich höre die freudige Sprache der werdenden Welt, der erwachenden, jungen Kreaturen.

Meine Sinne fahren auf und hin, getragen von dem Brausen, eins, ebbend und fluthend mit seinem herrlichen Rhythmus: jetzt aufhorchend, jetzt still in traumhafter Versonnenheit und in neuer und immer neuer Gewissheit auf, in die Höhe; und es packt und durchschüttelt mich in freudetollen Phantasieen von der Zukunft.

Und nun bin ich draussen in der äussersten Vorstadt.

Weit dehnt sich das Land hinaus im mächtigen, witternden Zwielicht.

Hier ein Netz von baumbepflanzten Wegen, im flachen Land sich verlierend. Bald werden sie Strassen sein, wie die da drin, und die Häuser da und dort, vereinzelt und in Gruppen, über das Freie hin verstreut, werden zusammenwachsen zu Stadtvierteln bis hinaus zu den fernen Vororten.

Weite Landstrassen ziehen sich hinaus, und von allen Seiten, durcheinander, aneinander hin, schnaubende, donnernde, rollende Züge herein und hinaus in das mächtige Land, wie riesige, feurige Raupen.

Und nun zackt es sich weit hinter mir mit Dachzinnen und Türmen und ragenden Schornsteinen, und verrinnt breit, endlos, in trüben rothen Dunst und starrt müde mit seinen tausend und abertausend Fenstern in das freie Land herein.

Und der Sturm wächst und braust und knattert und pfeift mit den hundert lustigen Stimmen seines wilden Akkordes heran über die brachen schwarzen Schollen durch Gestrüpp und Geäst und hinein in die langen, lichtflackernden Strassenzeilen, und all das Lebensblut da drin wallt auf in frischen Gluthen, und lebendiger regen sich Millionen Kräfte gegen- und durcheinander.

Aus weitem fernen Süden strömen die durchglühten Lüfte her, seitwärts gebogen vom kreisenden Umlauf der Erde, und in ihrem jubelnden Getöse ist es lebendig von Millionen Stimmen und Wundern.

Ueber der unendlichen Oede der Wüste haben sie geglüht, von reineren Sonnen und Monden durchbebt, über ragenden Palmen und fernen, fremden Gebreiten, über mächtigen Meeren und Strömen und Seen, über der wilden grünen Nacht der Urwälder, durchhallt von dem Gekreisch und Gebrüll fremdartiger Thiere und durchglüht von ungeahnter leuchtender Pracht, und ein üppig wucherndes Leben haben sie gezeugt.

Und nun tragen sie's herüber mit ihren wildfreudigen Strömen und wirbeln es zu uns her über weite bäumende Meere, über herrliche Breiten wärmerer Sonnen, über ewig eisige Höhen, ihrer winterlichen Kraft trotzend, und wirbeln es her mit den fröhlichen Schaaren der Vögel und lebendigen Keimen.

Und der Tumult der ewig lebendigen Kräfte wogt herab aus den Höhen in unbegreiflichen Schwingungen und bebt in uns hinein und durchdringt alles.

Sie zittern hinein in schwarze, ruhende Tiefen, und es beginnt ein Hin und Wieder und Ineinander, und bebt und treibt unter süssem Zwange, und aus Beben und Treiben und unerforschlichen Mischungen der Elemente werden Keime und die schwarze, träumende Ruhe ringt sich dem Licht entgegen, dem Licht . . .

So spürte ich damals den Frühling.

Sturmlieder brauste er hinein in die langen, flackernden, öden Vorstadtstrassen, wilde, wilde, rüttelnde Sturmlieder, und wenn ich recht hörte, hatten sie einen sehr polizeiwidrigen Text . . .

# → Rundschau. ←

## Aus der Zeit

Die Maffeier, welche nach den alljährlichen Meldungen der meisten bürgerlichen Blätter immer wieder mehr zurückgegangen ist, sodass sie eigentlich nächstens ganz verschwunden sein müsste, findet in der Arbeiterschaft aller von der sozialistischen Bewegung ergriffenen Länder eine stete wachsende Betheiligung. Sie gestaltet sich immermehr zu dem, was sie sein soll, zu einem friedlichen Fest der Solidarität der Proletarier aller Länder, worüber sich gewisse kampfesmuthige Männer von Besitz und Bildung (namentlich ersterem) fast ebenso ärgern, wie gewisse anarchistische Heldennaturen, in deren Köpfen der Generalstreik und das „alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will“, als idée fixe das normale Gehirnleben in bedauerlicher Weise beeinträchtigt.

Die Berichte aus dem In- und Auslande weisen alle eine grosse, gegen das Vorjahr bedeutend gewachsene Betheiligung auf; die Feiern sind überall ruhig verlaufen, ausser in Wien. Die Feier fand im Prater statt. Dabei versuchten einige jüngere Arbeiter die Insassen des boykottirten Lokales Swoboda zum Verlassen desselben zu bewegen. Danach entstand ein Konflikt mit der Wirthin und der hinzugekommenen Polizei, und es kam zu einem blutigen Zusammenstoss, der sich dann auch auf einen Theil der ruhig feiernden Arbeiter ausdehnte. Eine grosse Anzahl Personen wurde theils mit dem Säbel, theils durch Steinwürfe, theils durch Niederreiten verwundet. Nach späteren Feststellungen ist es höchst wahrscheinlich, dass der Zwischenfall der Polizei nichts weniger als unerwartet kam. Wir entnehmen hierüber dem „Vorwärts“ folgendes:

„Nach der Wiener „Arbeiter-Zeitung“ sind die Vorgänge im höchsten Maasse mysteriös. In dem Lokale Swoboda, gegen das sich die Hauptwuth gerichtet hat, wurden 80 Fensterscheiben mit Steinen eingeworfen. Nun finden sich aber in weiter Umgebung des Lokales überhaupt keine Steine. Merkwürdig ist auch, dass schon Ende April dem Telegraphenbureau Herold aus Wien telegraphirt wurde, dass Unruhen anlässlich der Maffeier befürchtet würden. Auch Polizei-Organen haben sich in ähnlicher Weise vor dem 1. Mai geäußert. Somit erscheint der

Verdacht nicht unberechtigt, dass gewissenlose Hände hierbei im Spiele sind. Die Wiener Parteigenossen haben alles daran gesetzt, die Ruhe wieder herzustellen und ihnen ist es gelungen, die Ausbreitung der Unruhe über den ganzen Festplatz zu verhindern. Von den berufenen Organen der Ordnung, den Polizeibeamten, kann das gleiche nicht behauptet werden.“

In Kopenhagen war die Behörde dagegen auf einen wahren Schildbürger-Einfall gekommen. Um die Mai-Demonstration zu verhindern, wurde der 1. Mai zum allgemeinen Buss- und Betttag gemacht, wo dann die Arbeit selbstverständlich ruhen musste. Die Mai-Feier fand, wie zu erwarten, nur eine desto grössere Betheiligung. Eingehender zu berichten verbietet uns der Raum. Wir geben im Folgenden einen kurzen Ueberblick für Deutschland durch Zusammenstellung der Besuchsziffern aus einer grösseren Anzahl deutscher Städte, wobei wir nur für Berlin detaillirte Angaben bringen, sonst uns mit summarischen Angaben begnügen; auch für Berlin geben wir nur die hauptsächlichsten Zahlen.

4. Wahlkreis	1. Versammlung	4000
	2. „	2000
5. „	1. „	2000
6. „	2. „	3000
	3. „	4000
	4. „	5000
	5. „	10000
	6. „	8000
Nahrungs- und Genussmittelgewerbe		1000
Graphische Arbeiter u. Arbeiterinnen		1500
Holzarbeiter		6000
Schuhmacher		3000
Metallarbeiter		4000
Zimmerleute		3000
Musikinstrumentenmacher	1. Vers.	1800
	2. „	500
Putzer		2000
Hutmacher		2000
Maurer		5000
Berliner Vororte		10000
Altenburg		1500
Bielefeld		6000
Bremen		3000
Chemnitz		10000
Danzig		1000
Dresden		5700
Elmshorn		1000
Flensburg		2000

Greiz	2000
Hamburg	9000
Altona	3000
Ottensen	2500
Hannover	25000
Köln	2000
Königsberg i. Pr.	5000
Kottbus	4000
Krefeld	1200
Leipzig	35000
Lübeck	4500
Mannheim	2500
Pirna	1500
Quedlinburg	1000
Stettin	2500

Am 3. Mai fanden in **Frankreich** die **Gemeinderathswahlen** statt. Die Erbitterung gegen den Senat, den Beschützer der Panamanisten und Südbahndiebe, den reformfeindlichen Gegner des Ministeriums Bourgeois, ist bei diesen Wahlen in einer Weise zum Ausdruck gekommen, deren Resultat dem Senat und dem jetzigen reaktionären Ministerium so unangenehm war, dass sofort alle Hebel in Bewegung gesetzt wurden, um die Wahlergebnisse zu vertuschen. Der Umstand, dass die Sozialisten in einigen Plätzen unterlagen, wurde in alle Welt hinaustelegraphirt, während die Thatsache, dass diese vereinzelt Niederlagen durch zahlreiche anderweitige Erfolge mehr als wett gemacht worden sind, so viel als möglich verschwiegen wurde. Schliesslich stellte sich als wahrer Sachverhalt ein bedeutender Zuwachs der radikalen und namentlich der sozialistischen Stimmen heraus. Dasselbe Resultat ergaben am Sonntag, den 10. d. M., die Stichwahlen in Paris. Der Senat hat in seinem Widerstande gegen das Reform-Ministerium einen Kampf begonnen, der, bei der steigenden Erbitterung im ganzen Lande dem Wunsche nach Abschaffung des Senats leicht Erfüllung bringen kann. Die Stellung des Ministeriums Méline ist durch die Ergebnisse der Gemeinderathswahlen bereits erschüttert.

F. H.

### Von den Hochschulen.

**Bonn**, Mai 1896. Bezeichnend für die Verhältnisse an unserer alma mater ist die Art und Weise, wie die nichtinkorporirten Studenten der jur. Fakultät ihren Vertreter wählten: in einem der winzigsten Hörsäle fanden sich eines schönen Morgens um 11 h sine t. 17 (siebzehn!) Leute ein; vom bisherigen Vertreter wurde ein Kandidat (der den Wenigsten bekannt war) vorgeschlagen, dann begann man schleunigst die Zettel einzusammeln, 6 Stimmen fielen

glücklich auf den Kandidaten, 4 auf den bisherigen Vertreter, die übrigen waren zersplittert, und durch Zuruf wurde noch schnell der stellvertretende Vertreter gewählt — fertig war man; ehe noch die Glocke 11 h. cum t. schlug, sodass die Herren noch rechtzeitig in's Kolleg gelangten. Liebe alma mater, magst ruhig sein, die Vertretung der juristischen Fakultät wird dir keine Kopfschmerzen machen. Ebensowenig, wie die „Sozialwissensch. Studentenvereinigung“, die am Schluss des W.-S. in ihren letzten Zügen zu liegen schien; diese will man noch ein Weilchen am Leben erhalten, man hat ihr für den nächsten Abend den Pfarrer Lic. Weber verschrieben. Ueber kurz oder lang wird man sie ja doch wohl begraben. Dafür wird der Wissensdurst der Sozialwissenschaftlichen durch ein Publikum „über die gegenwärtige Lage der (sc. deutschen) Landwirthschaft“ gestillt werden. Prof. Freiherr v. d. Goltz eröffnete uns z. B. in der ersten Vorlesung, mit dem Niedergang der Landwirthschaft verliere auch das ganze Volk seinen sozialen und politischen Halt; England z. B. werde an seiner Vernachlässigung der Landwirthschaft unfähig zu Grunde gehen, wenn es nicht baldigst kehrt mache!

Y.

**Breslau**. Die Aussichten für die hiesige sozialwissenschaftliche Studentenvereinigung haben sich in diesem Semester gebessert. Die Mitgliederzahl ist gestiegen, und während im vorigen Semester nur zwei Vorträge zu Stande kamen, sind für dieses bereits sechs in Aussicht genommen.

Neck.

**Königsberg**. Mai 1896. Bezeichnend für die Zustände unserer Lesehalle, welche bereits in der vorigen Nummer dieser Zeitschrift erörtert worden sind, ist folgender kleiner Vorfall. Dem an die Spitze der Lesehalle stehenden Professoren-Kuratorium wurde ein Disiderat um Anschaffung der Zeitungen „Die Hilfe“, „Das Volk“ und „Vorwärts“ eingereicht. Der Bescheid lautete abschlägig, da es an dem zur Anschaffung dieser Zeitungen nöthigen Gelde mangle. Wir glauben nothfalls hätten die Redaktionen der genannten Blätter der armen Königsberger Lesehalle wohl auch ein Frei-Exemplar gewährt. Es hat also offenbar noch mehr als an Geld, an gutem Willen gefehlt. Die Studentenschaft sollte aber an diesem kleinen Beispiel erkennen, wie nothwendig es ihr wäre, sich von der Professorenherrschaft loszumachen und eine eigene Lesehalle zu gründen.

M. Sp.

**Wien.** Ueber die Satisfactionsverweigerung der wehrhaften nationalen Studenten gegenüber ihren jüdischen Kommilitonen und über die Folgen dieses Schrittes ist des weiteren Folgendes zu berichten. Nachdem ein Erlass des Senats über die Erklärung der 18 nationalen Verbindungen wegen der Satisfaktionsverweigerung an Juden und namentlich über die Begründung dieser Erklärung, welche einen Theil der Studentenschaft als ehrlos hinstelle, die schärfste Missbilligung ausgesprochen und weitere Maassnahmen in Aussicht gestellt hatte, zogen die Dekane die Führer der 18 Verbindungen zur Verantwortung; den Veröffentlichern des in Frage stehenden Beschlusses wurde Relegation in Aussicht gestellt; ferner werde wegen der Ausschreitungen in der Universität eine strenge Untersuchung eingeleitet werden. Die späterhin verhängten Strafen lauteten für stud. med. Albrecht, den Vorsitzenden der antisemitischen Versammlung vom 11. März auf dauernde, und für zwei Studenten, welche sich bei dem Skandal in der Universität hervorgethan, auf einsemestrige Relegation. Gegen die Studenten, welche ihre Aussage verweigerten, wurde die Strafe der Rüge vor versammeltem Senat und das Consilium abeundi ausgesprochen. Die Strafe gegen die beiden Radaumacher mag berechtigt sein; die Studenten, welche von dem, ihnen nach Ansicht jeden Akademikers zustehenden Recht, die Aussage nicht nur über sich, sondern auch über ihre Kommilitonen zu verweigern, Gebrauch machten, hierfür zu bestrafen, kann aber nur als Racheakt der aus ihrer behaglichen Ruhe aufgestörten Professorenschaft bezeichnet werden. Weshalb man Herrn Albrecht, für den Umstand, dass er Vorsitzender der betreffenden Versammlung war, besonders büssen lässt, ist mir auch unergründlich. Wenn nicht Zufall ihn an diese Stelle gedrängt hat — und in diesem Falle wäre seine besondere Bestrafung lächerlich — sondern eigener Wille — nun dann verdient der Herr doch jedenfalls seines Muthes wegen doch nur Achtung. Im Uebrigen ist es aber auch vom pädagogischen Standpunkte aus durchaus unrichtig, junge Leute, die von einem übertriebenen Gefühl ihrer Wichtigkeit erfüllt, Dummheiten machen, durch die Verleihung eines Märtyrertums vollens um den Verstand zu bringen.

Die Verbindungen, welche den Beschluss der Satisfactionsverweigerung gefasst hatten, sind behördlich aufgelöst worden.

T—ld.

## Frauenstudium.

Dem „Boten für öffentliche Hygiene“ entnehmen wir die folgende Notiz, welche uns zeigt, welche eine Bedeutung bereits die weiblichen Aerzte in Russland erlangt haben; es gab am 1. Juli 1895 im ganzen russischen Reiche 15740 Aerzte; 563 davon waren Frauen. Die Mehrzahl der weiblichen Aerzte hat Privatpraxis. Amtlich angestellt sind Frauen: 98 als Semstwoärzte, 43 als Schulärzte, 28 als Krankenhausärzte, 14 als städtische Aerzte, 10 als Fabrikärzte, 1 als Eisenbahnarzt. F. H.

## Streifzüge und Streitfragen.

**Lehren und Lernen.** Welche Bedeutung hat das Wissen, die intellektuelle Arbeit überhaupt, für das Leben und Wesen des Individuums? Jacobsen antwortet: „Unser Wesen wächst mit unserm Wissen, wird darin geklärt und dadurch gesammelt.“ Wer nur einen Blick wirft auf die innere Entwicklung eines Menschen, wird dies ohne Weiteres zugestehen. Jacobsen fährt fort: „Es ist ebenso schön zu lernen wie zu leben.“ Wie? So wären also Leben und Lernen zwei getrennte Gebiete? Wer Lernen nicht als Leben empfindet, der hat nie wirklich gelernt. Nicht das haben wir gelernt, was in unserm Gehirn als tote Masse aufgespeichert liegt, sondern das, was in unserer Gedankenwelt lebendig bleibt und fortzeugend neue Gedanken schafft. Ein todes Kapital ist kein Kapital. Ein Besitz, der in alten Schubladen staubt und modert, ist kein Besitz. Wir begehren nur das zu besitzen, was irgend ein Bedürfniss von uns befriedigt. Und „was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.“ Soll nun ein Besitz Bedürfnisse irgend welcher Art befriedigen, so muss eine Wirkung von ihm ausgehen. Nur Lebendiges aber wirkt. Soll unser Wissen uns zum Besitze werden und das Bedürfniss nach Klärung und Sammlung unseres Wesens befriedigen, so muss es lebendig sein in uns.

Dass das Wissen lebendig werde, das verhindert heut' die Form und Art, in der es uns übermittelt wird. Schüler und Lehrer — anders können wir uns heut' die Art der Uebertragung des Wissens garnicht vorstellen. Wohl ist es ein schöner Beruf, Lehrer zu sein: der Jugend das Wissen, das die geistige, gemeinsame Arbeit des Menschengeschlechtes erworben, zu übermitteln, so ihren Zusammenhang mit der Vergangenheit und ihre Pflicht gegen die Zukunft ihr nahe zu legen. Aber was

ist aus diesem schönen Berufe heut' geworden! Die freie Konkurrenz auch auf diesem Gebiete hat es dahin gebracht, dass der bei Weitem grösste Theil der Lehrer, anstatt die Jugend zu fördern, ein Hemmniss ihrer Entwicklung wird, dass mit dem Begriffe „Schule“ oder „Kolleg“ der Begriff staubiger Stuben untrennbar erscheint, deren drückende Schwüle auf jeden lebendigen jungen Menschen unerträglich lastet. Wenn denn durchaus das Verhältniss von Lehrer und Schüler bestehen soll, so mögen die wenigen durch inneren Beruf Auserwählten Lehrer werden. Aber die ganze Methode, in der der eine Theil immer giebt, der andere unaufhörlich, fast völlig passiv, aufnimmt, tötet alles lebendige Wissen. Man glaubt vielleicht ein Gegenmittel in der Gemeinschaftlichkeit des Unterrichtes zu haben. Der Schüler aber, die durch geistigen Austausch über das Gelernte ihr Wissen lebendig erhalten, sind wenige. Auf die Meisten wirkt das blosse Aufnehmen so ermattend und erdrückend, dass sie die Lust dazu verlieren. Ihr Wissen bleibt todt. Wie anders, wenn wir alle Lehrer und Lernende zugleich wären!

Eine solche erspriessliche Art des Lernens existirte bei den Juden, als sie in fremden Ländern, in beständiger Unterdrückung in ihren Ghettos lebten. Sie hatten sogenannte Beth-Hamidrash's, „Lehrhäuser, welche Tag und Nacht für jeden Talmudbessenen geöffnet waren, woselbst sich ältere und jüngere Leute versammelten, um das Studium der Thora zu pflegen.“ „In einem Beth-Hamidrash gab es keinen eigentlichen Lehrer und keinen eigentlichen Schüler; jeder war Lehrer und Schüler zugleich: der Fortgeschrittene und Kundigere unterstützte mit seinem reicheren Wissen den Schwächeren, half ihm über die Schwierigkeiten des Lernstoffes hinweg; es war ein gegenseitiges Streben und Forschen, eine Art des geistigen Kommunismus.“ „Aus diesen Lehrhäusern“, so fügt der Biograph eines alten Rabbiners, dem ich dies entnehme, hinzu, „gingen grosse Gelehrte hervor und gestaltete sich das Talmudstudium zur höchsten Blüthe.“ —

In der That! Diese Lernmethode vereinigt die Vorzüge aller anderen Methoden. Sie stellt an die eigene Thätigkeit des Lernenden hohe Ansprüche, ohne ihn völlig zum Autodidakten zu machen. Sind diese höheren Ansprüche nicht berechtigt, im Hinblick darauf, dass alles Lernens Werth doch schliesslich hauptsächlich in der Geistesgymnastik liegt? Und hier ist kein

systematisches Lernen, wodurch „der Geist in spanische Stiefel eingeschnürt“ wird. Hier ist der Individualität freies Spiel gelassen und durch mannigfache Anregung ihr zugleich die Möglichkeit geboten, nach allen Richtungen hin sich auszudehnen. Wodurch aber diese Lehrmethode am Erspriesslichsten zu werden verspricht, das ist die Gelegenheit, ja vielleicht Nothwendigkeit für jeden, fortwährend durch Mittheilung an andere das Erlernte zu erklären und sich selbst zu kontrolliren, wie weit der Stoff bereits beherrscht wird. Dadurch ist ein ungleich intensiveres Arbeiten und schnelleres Vorwärtkommen garantirt. Denn wie die geistige Arbeit, soll sie erspriesslich sein, regelmässig der Ablösung durch körperliche Arbeit bedarf, so erfordert auch die geistige Arbeit selbst einen Wechsel von aufnehmender und ausgebender Thätigkeit. Und wie lebendig wird das Wissen, wenn wir es wirken sehen auf lebendige Seelen!\*

### Litteratur.

**Otto Bütow.** Sozialer Aufruf an das deutsche Volk. Braunschweig. Albert Limbach. Das kleine in auffälligem Gewande erschienene Schriftchen des Verfassers des „Weltordens“ ist namentlich in dem beigefügten „Entwurf zum deutschen Ordensbuch“ so recht geeignet durch unfreiwillige Komik selbst den schwarzgalligsten Melancholiker zu ausgelassenem Lachen zu zwingen. F. H.

**Dr. Carpin.** Frauenstudium, Sittlichkeit und Sozialreform. Ein Mahnruf an Deutschlands Gesetzgeber, ist der Titel des 9. Heftes des Cyclus akademischer Broschüren. (Leipzig, Oskar Gottwalds Verlag). Das flott geschriebene Heft ist eigentlich nur ein Referat über den augenblicklichen Stand dieses einen Theiles der Frauenbewegung, wird aber interessant durch die zahlreich angeführten Urtheile, sowohl auswärtiger Gelehrten, als auch Berliner Geistesgrössen. Es zeigt uns, wie auch auf diesem Gebiete Preussen-Deutschland weit hinter den andern Ländern,

\* Obige Zuschrift aus unserem Leserkreise scheint zu übersehen, dass diese mitwirkende Aktion des Schülers thatsächlich auch schon auf den jetzigen Schulen überall herangezogen wird. Das Lehren in den Unterrichtsstunden geht untrennbar Hand in Hand mit dem Prüfen der Schüler (Exerzitien aller Art und mündliches Fragen) und der geprüfte Schüler ist eben schon „aktiv“. Der reine Lehrvortrag herrscht blos auf den Universitäten, hat aber auch hier das Seminar zur Ergänzung. Fraglich kann nach unserer Ansicht nur sein, ob es nicht möglich ist, diese Heranziehung des Hörers zur Aktivität — besonders im Universitätsstudium — noch wirksamer auszugestalten. Die Redaktion.

selbst hinter dem absolutistischen „halbbarbischen“ Russland zurücksteht. Während z. B. der ungarische Unterrichtsminister Dr. Julius Wlassics „die prinzipielle strenge Ausschliessung des weiblichen Geschlechts von einem Theile der wissenschaftlichen Broterwerbslaufbahnen eine jener grossen gesellschaftlichen Ungerechtigkeiten und Unbilligkeiten, welche der Civilisation niemals zum Ruhme gereichen werden“ nennt, windet sich Prof. Leyden in einer langathmigen Ausführung um eine entschiedene Stellungnahme, und Prof. Bergmann antwortet auf eine diesbezügliche Anfrage kurz und bündig: „ich halte die Frau zum akademischen Studium und zur Ausübung der durch dieses Studium bedingten Berufszweige für in körperlicher wie in geistiger Beziehung völlig ungeeignet.“ Diese Stellungnahme der beiden Leibärzte zu der alle Gemüther erregenden Frauenfrage passt ausgezeichnet zu ihrem Fernbleiben von dem Protest der 53 ordentlichen Professoren gegen Hinschius und hat wohl in eben jenem Loyalitätsgefühl seinen Ursprung. (Siehe auch Soz. etc. 1896. I. S. 26.) G. K.

**Heinrich Cunow**, die soziale Verfassung des Inkareichs. Stuttgart, Verlag von J. H. W. Dietz.

Das Inkareich ist Gegenstand einer merkwürdigen Romantik geworden; seine Institutionen, von den spanischen Schriftstellern schlecht gekannt und schlecht verstanden, dann mit den Ausdrücken der spanischen Sprache geschildert, welche ganz anderen Einrichtungen entsprachen, erschienen so von aller uns bekannten Entwicklung verschieden, dass noch bis heute bei Manchem die Meinung ist, sie seien das bewährte Werk der weisen Inkaregenten, welche, rein aus der Theorie heraus, einen sozialistischen Staat geschaffen hätten etwa nach dem Muster der platonischen Republik.

Seit Morgan war anzunehmen, dass das Räthsel des Inkareiches sich lösen würde, wenn man die Gentil- und Markenverfassung nachweisen könnte. Morgan selbst hatte in der „North American Review“ durch Anwendung seiner Theorie manches Licht über die mexikanischen Verhältnisse ausgebreitet; der Jesuitenstaat in Paraguay wurde als Ausbeutung des gentilizischen Agrarkommunismus durch eine Herrenkaste erkannt, wenn auch noch nicht direkt erwiesen; nur über das Inkareich tappte man in Folge der Unzuverlässigkeit und Mangelhaftigkeit der Quellen noch im Dunkeln. Cunow hat das Ver-

dienst, hier zum ersten Mal eine einfache und treffende Erklärung aller Wirrnisse auf Grund der Morgan'schen Theorie gegeben zu haben.

Zunächst untersuchte er in einer Arbeit „das peruanische Verwandtschaftssystem und die Geschlechtsverbände der Inkas“, welche im Jahrgang 1891 des „Ausland“ abgedruckt ist, die Verwandtschaftsbezeichnungen der Anichuasprache, und fand, dass deren System sich ganz natürlich in die Morgan'sche Entwicklungsreihe einschalten liess; es steht zwischen dem dravidischen und hindustanischen. Nachdem hierdurch die Gentilorganisation nachgewiesen war, führt er in dem vorliegenden Buch den Nachweis, dass auch die übrigen Institutionen entsprechend waren, wie wir sie bei anderen erforschten Völkern dieser Stufe finden.

Die peruanischen Stämme vor der Inkaherrschaft waren in Ayllus-gentes organisirt, welche meist zugleich eine Dorfschaft bildete, die einen Theil des Stammgebietes als ihr Eigen in Besitz hatte (Marca). Sehr häufig bestand die Marca nur aus einer einzigen Dorfschaft, häufig umfasste sie aber auch mehrere Ansiedelungen. Jedes Dorf schied einen Theil des Landes zum Anbau aus, das übrige Land wurde gemeinsam genutzt. Ausser in Dörfern war die Ansiedelung auch zuweilen in Städten erfolgt; hier wohnten dann mehrere Gentes nebeneinander in besonderen Quartieren, die durch Mauern von einander getrennt waren. Meist waren mehrere Gentes zu einer Phratrie vereinigt. Zu einer höheren Organisation war es nicht gekommen.

Die Unterjochung dieser von einander unabhängigen, sich gegenseitig befehdenden Stämme war natürlich den Inkas sehr leicht. Diese selbst waren gleichfalls nur gentilizisch organisirt. Jeder Stamm, den sie in ihrem allmäligen Fortschreiten unterjochten, wurde dem „Reich“ derartig angegliedert, dass er einen Verwaltungsbezirk bildete mit dem früheren Häuptling oder einem anderen aus dem Stamm an der Spitze und einem Inkadelegirten daneben, welcher die Interessen des Herrenvolkes zu wahren hatte. Von dem Lande des unterworfenen Stammes wurde ein Theil abgezweigt, welcher für die Inkas und ihre Priester und Götter von den Unterworfenen bearbeitet werden musste; in den Viehzuchtdistrikten wurde in ähnlicher Weise ein Theil der Heerden abge sondert. Ausser diesen Frohnden, welche gemeinsam geleistet wurden, mussten die

Stämme noch Arbeiter für die Häuser stellen, ferner Diener und Mädchen für die Inkas.

Die Fabeln von der sozialistischen Organisation des Volkes durch die Inkas sind also, wie selbstverständlich, eben nur Fabeln, und das ganze „Reich“ ist nichts als eine gewaltsame Zusammenfassung isolirt bleibender Stämme zum Zweck gesicherter Ausbeutung durch ein Herrenvolk. Das erklärt auch die geringe Widerstandskraft; nachdem die Spanier das einzig Gemeinsame, die Verwaltung der Inkas, in ihren leitenden Persönlichkeiten zertrümmert hatten, fiel das ganze „Reich“ wieder in seine Bestandtheile auseinander, so unorganisirt, wie dieser Haufen von Stämmen vor den Inkas gewesen war.

In einer Selbstanzeige in No. 20 der „Neuen Zeit“ hat Cunow einen kurzen, übersichtlichen Abriss seines Buches gegeben.

P. E.

**Carl Götze.** Die Sonne ist bewohnt. Ein Einblick in die Zustände im Universum. Berlin W., Lutherstr. 2.

Der Titel hat mit dem Inhalt der Schrift fast gar nichts zu thun. Diese läuft vielmehr im Grossen und Ganzen auf eine zerfahrene Kosmogonie hinaus, die ab und zu unterbrochen wird von philosophisch klingenden Stosseuffern über die heutige Wissenschaft und die verkannte Genialität des Verfassers.

Einige Proben werden genügen. Gleich zu Anfang (Seite 5) sagt der Verfasser: „Kant lehrte, die Sonne sei ein dunkler Körper, das Feuer darauf eine konstante Kraft. Herschel meinte, die Sonne sei ein Körper wie die Erde, sie sei bewohnt, das Feuer konnte auch er sich nicht erklären. Diesen Weg hat die Neuzeit verlassen, die Spektral-Analyse hat die Köpfe verwirrt.“

Dass Kant die Sonne für einen dunklen Körper hielt, ist nicht der Fall. Dass die Neuzeit diese, von (Wilson und) Herschel vertretene Ansicht verlassen hat, ist mit Recht geschehen; denn die elementarsten Prinzipien der Wärmelehre bedingen, dass ein an seiner Oberfläche relativ warmer, im Innern relativ kalter Körper in einer relativ kalten Umgebung sich auf die Dauer nicht in diesem Zustande erhalten kann. Einerseits muss ein Temperaturausgleich zwischen dem kalten Inneren und der warmen Oberfläche stattfinden, so dass also die Temperatur des Innern erhöht, die der Oberfläche erniedrigt wird; andererseits strahlt von der Oberfläche noch Wärme in die kalte Umgebung aus, so dass schliesslich die Oberfläche eine sogar

noch niedrigere Temperatur als das Innere annehmen muss.

Dass endlich der Verfasser meint, die Spektral-Analyse habe die Köpfe verwirrt, bezeichnet zur Genüge seinen Standpunkt gegenüber den heutigen Forschungsmethoden.

Mystisch und unklar wie die Darstellung bleibt überall, wie der Verfasser zu seinen selbstbewusst-dogmatisch vorgetragenen Resultaten gelangt ist.

Nur noch eine Stelle möge herangezogen werden, welche kennzeichnend ist für die historischen und sachlichen Kenntnisse des Verfassers. Sie lautet (S. 77): „Und wie jener französische Astronom Le Verrier in seinem Studirzimmer den Neptun kraft eines logischen Schlusses fand, durch die ablenkende Bahn eines Kometen, so hoffe ich einst kraft eines logischen Schlusses das Dasein und das Entstehen Gottes zu beweisen.“

Welche beruhigende Aussicht! Nebenbei bemerkt. Zu der rechnerischen Entdeckung des Planeten Neptun durch Le Verrier hat nicht ein Komet, sondern der im Jahre 1781 von William Herschel entdeckte Planet Uranus Anlass gegeben. Man halte dies nicht etwa für einen kleinen verzeihlichen Irrthum; wer sich auch nur oberflächlich einmal mit dieser glänzendsten Bestätigung des Newton'schen Gravitationsgesetzes befasst hat, — und von dem Verfasser einer Kosmogonie darf man vielleicht noch etwas mehr verlangen —, dem kann die fundamentale Bedeutung gerade dieses Umstandes nie mehr entgehen.

Die wissenschaftliche Bescheidenheit des Verfassers steht, wie gewöhnlich so auch hier, zur wissenschaftlichen Leistung in umgekehrtem Verhältnisse.

Immanuel Kant schämte sich nicht, vor nunmehr bald 150 Jahren, seine Kosmogonie dem Leser mit folgenden Worten zu übergeben:

„... ich will meine Meinungen lieber in der Gestalt einer Hypothese vortragen, und der Einsicht des Lesers es überlassen, ihre Würdigkeit zu prüfen, als durch den Schein einer erschlichenen Ueberführung ihre Gültigkeit verdächtig machen, und indem ich die Unwissenden einnehme, den Beifall der Kenner verlieren.“

Anders Herr Carl Götze; er weiss:

„Wenn in fernen, fernen Zeiten ein Seher seines Volkes zurückblickt in die Vergangenheit, dann wird er mich im Raume finden (?); er wird mir dann bestätigen, dass es heller geworden ist — in den Köpfen der Denker, und diese sind

es, nur diese, die ihrer Nation den Stempel ihres Geistes aufprägen.“

Ergreifend wirken die Abschiedsworte des Verfassers:

„So, nun lebe wohl, Du ahnender und Du denkender Leser, der Du vielleicht schon drei Viertel des Weges selber gegangen bist. Auch Du, goldener Sonnensohn, in dessen Träumen und Wachen der tadellose Sitz Deiner Cravatte die grösste Rolle spielt, Du, der Beneidenswerthe unter den Sterblichen, lebe wohl, sei glücklich. — Unsere Bahnen gehen auseinander.“

Es fehlt nur noch der Hinweis auf das Wiedersehen in einer besseren Welt, allwo die von Herrn Götze verkündete Wahrheit alle Kritik zum Verstummen bringen wird.

—z—n.

**Gunnar Heiberg:** Das grosse Loos, Schauspiel in fünf Akten. Einzig berechnete, vom Verfasser durchgesehene deutsche Ausgabe von Gustav Morgenstern. Leipzig 1896. Emil Gräfe. Die Fabel des Stückes, um dies gleich vorweg zu nehmen, ist äusserlich recht einfach: Ein junger Mensch, voll Eifer und Begeisterung, in ärmlichen Verhältnissen, die ihn hemmen und drücken, ist zum Revolutionär geworden. Er lebt nur einem Ziele, der Befreiung der Unterdrückten; mit seinen Zwecken wächst er selbst, er wächst hinaus über jeden Druck, über jede Verantwortung ausser der vor seinem grossen Ziele; er scheut sich nicht die Ehre seiner Mutter preiszugeben um den verhassten Staatsminister, den „Mann mit der starken Hand“ zu stürzen. Da, im Augenblick, wo er Alles wagen will, fällt ihm das grosse Loos zu, — der reich gewordene Mann beginnt mit einem Male anders zu denken. Er geht am Golde erst psychisch zu Grunde, dann beginnt er den Reichtum als Druck zu empfinden, er wird wohlthätig bis er wieder arm ist. Die Wogen der revolutionären Bewegung gehen wieder hoch, das Volk ist erregt. Mit Gewalt zieht es ihn hin in die tobende Versammlung, er muss seine Stimme wieder hören „und dann die Stille hinterher.“ Er will sprechen, da tödtet ihn ein Schuss eines seiner früheren Genossen, die er „verrathen“.

Diese Fabel hebt sich von einem breiten Hintergrunde, dem politischen Kampf zwischen den Besitzenden und den Besitzlosen in scharfen Zügen ab; dieser politische Kampf spielt in die psychische Entwicklung des Helden immerwährend hinein, auch die Nebenfiguren sind ohne Ausnahme bei aller Lebenswahrheit

der Charakterzeichnung, zugleich Typen aus den Reihen der Kämpfenden. Einzelne dieser Gestalten sind von höchster Anschaulichkeit. Heibergs Hang zur Satire tritt leider bisweilen zu sehr hervor, verleitet ihn auch an manchen Stellen dazu, durch übertriebene Gegensätze zu wirken. Am besten hat mir der zweite Akt gefallen. Die Unterhaltung Haller's und seiner Mutter, deren ehebrecherische Beziehung zu dem jetzigen Staatsminister er zum Sturze desselben aufdecken will, ist grossartig dramatisch in ihrer herben Knappheit; die folgende Scene zwischen Haller und dem Staatsminister ist psychologisch sehr fein durchgeführt; Heibergs Hang zur Satire kommt am glücklichsten in der Beratungsscene der Revolutionäre zum Ausdruck; einige andere satirische Stellen sind, wie schon gesagt, forcirt. — Die Uebersetzung ist flüssig und gewandt.

F. H.

**Kurt Reuss:** Schwerthiebe! Drei Serien Kampfsonette. Gera 1896. Julius Becker.

In drei Serien von Sonetten wendet sich der Verfasser an die Politiker, die Kleriker und die Akademiker. Sie werden alle drei mit gar feinen Worten angeredet, wie überhaupt gewagte Bilder und Kraftausdrücke des „Dichters“ einzige Eigenart sind; da lesen wir: „denn euer Mummenschanz hat ausgeplündert“ — „geile Geistesdrohnen“ — „jach die Hirne kreisen“ etc. Um seine Gedanken in Sonetten auszudrücken, besitzt der Verfasser eine viel zu geringe Sprachgewandtheit, unschöne und auch falsche Verse finden sich genug. An einer Stelle werden für unsere Zeit „Persönlichkeiten“ verlangt; hoffentlich sind die von Herrn Reuss erhofften Persönlichkeiten einheitlicher in ihrem Denken als er; denn nur zu oft widersprechen sich seine einzelnen Sonette. Der Verfasser hat eine gar hohe Meinung von sich und seinen Versproduktionen, so zum Beispiel schreibt er: „zermalmend sie mit meines Kieles Schärfen“, oder: „eil ich empor gleich meines Volkes Besten“. Herr Reuss hat aber wohl von der Kritik nichts Gutes erwartet. In seinem Sonett „Kritikaster“ sagt er von seinem Liede: „Nie werden halbe Seelen das verstehen“; wir möchten hinzufügen, ganze Seelen wohl eben so wenig. Wenn er am Schluss dieser Sonette sagt:

„Zwar steht euch frei, als scharfe  
Kritikaster  
Nach Neidingart mir feig das Fell zu  
gerben,

Doch — lieber schmaucht behaglich euren Knaster!“ so irrt er zwar, wenn er glaubt, dass seine Verkunst Neid erwecken könnte, aber dass auch ich lieber meinen Knaster schmauche, als ich Herrn Reuss Schwert- hiebe lese und bespreche, dass will ich gern offen eingestehen. F. H.

### Revue.

Die „*Neue Zeit*“ bringt in No. 30 einen Artikel von Franz Korn: „Gottfried Keller's politische und soziale Lyrik“, der uns ein gutes Bild von dem Staats- und Weltbürger Gottfried Keller giebt; die Arbeit ist namentlich durch die Zusammenstellung der mitgetheilten Keller'schen Gedichte gewiss jedem Kenner dieses oft derben, aber stets liebenswürdigen Dichters recht willkommen. In derselben Nummer bespricht er den litterarischen Nachlass von Ludwig Pfau. Der Verfasser sagt von Pfau: „Er trug eine andere Weltanschauung in sich, als die unserige. Er war der Demokrat und Republikaner von 1848 geblieben, aber das war er auch voll und ganz geblieben. Im Gegensatz zu manchem seiner Parteigenossen war er weder ein Sozialdemokrat noch ein Bourgeois geworden. Immerhin stand er mit seinen Anschauungen der Sozialdemokratie ziemlich nahe und erfreute sich darum, sowie auch wegen seiner mehrfach sozialistisch gefärbten Gedichte einer nicht geringen Popularität in der Arbeiterwelt.“

Bemerkenswerth ist jene Aeusserung Pfau's, dass die Epoche Bismarck nur eine weitere „Leidensstation“ für das deutsche Volk gewesen sei. Er war ein Feind der Borussifizierung Deutschlands, seine Forderung für eine glückliche Entwicklung Deutschlands lautete: „Preussen muss in Deutschland aufgehen.“ In unseren Augen ist Pfau's grösstes Verdienst, dass er nach Niederwerfung der Kommune „dem Lügen-system der Presse in seinen in der „Frankfurter Zeitung“ abgedruckten Briefen sich muthig und energisch entgegenwarf und wie er sich der Besiegten annahm. Er stand — die sozialdemokratische, damals in den ersten Anfängen befindliche Presse ausgenommen — ganz allein in diesem Kampfe, aber er kämpfte mit Erfolg.“

Von den Bourgeoisblättern, die täglich schrien: Keine Gnade mit dem Gesindel! sagt er: „Sie sind immer auf Seite der Gemeinheit und deshalb auch eine unentbehrliche Geistesnahrung für den Angst- und Geldbürger.“

In der „*Preussischen Ethik*“ wird Moltke's bekannter Ausspruch über den Frieden kritisiert, wobei Pfau sagt:

„Also hundert Jahre nach Lessing und Goethe, nach Schiller und Kant, während auf dem deutschen Parnass die Lorbeer-bäume umgehauen und durch Krupp'sche Kanonen ersetzt werden, muss sich das ehemalige „Denkervolk“ von der Höhe des Berliner Kapitols herab sagen lassen: Der Friede sei ein Traum und kein schöner, und der Krieg sei eine von Gott eingesetzte Ordnung, welche die edelsten Tugenden, die Entsagung, die Pflichterfüllung, die Aufopferung entfalte, und die Welt vor Materialismus und Fäulniss bewahren müsse! — — Sonderbar! Bis jetzt glaubten wir, die alten Völker seien redlich bemüht gewesen, sich in grossen Blutbädern ihre Fäulniss gegenseitig abzuwaschen. Haben doch die Römer, diese höheren Preussen des Alterthums, nichts gethan als Kriege geführt, und doch verfaulten sie immer mehr . . .“

In derselben Nummer giebt Aveling einen interessanten Beitrag „zur Geschichte der Maidemonstration für den gesetzlichen Achtsundentag in England“; ferner bespricht Karl Kautsky unter dem Titel „Ein Bauer über die Agrarfrage“ die Schrift Johann M. Filzer's: Anschauungen über die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft von ihrem Urzustand bis zur Gegenwart mit besonderer Berücksichtigung des Bauernstandes. Kitzbichel in Tirol. Selbstverlag.

Aus den angeführten Textstellen möchte ich folgende hervorheben:

„Unter dem derzeit herrschenden kapitalistischen Wirthschaftssystem, wozum jeder Stand nur seine eigenen Interessen verfolgt, wird man überhaupt kein Mittel ausfindig machen, welches geeignet ist, dem Landmann und seinen Hilfskräften eine Existenz zu schaffen, die den natürlichen Anforderungen entspricht. Weder die übrigen Stände, und am allerwenigsten er selbst, tragen die Kraft in sich, die jetzige Besitz- und Produktionsform vor dem Verfall aufzuhalten. . . . An der Unnatürlichkeit der heutigen Besitzverhältnisse, des Privateigenthums an Grund und Boden, muss und wird auch der Bauerstand, so wie wir ihn heute vor uns haben, zu Grunde gehen, um dafür in seiner Nachkommenschaft als freier Bearbeiter des der ganzen Gesellschaft zurückgegebenen Erdbodens sich eines besseren Daseins zu erfreuen.“

Bauer und Knecht, beide tragen und tragen schon lange unbewusster Weise zur Untergrabung des eigenen Standes, des Fundaments der heutigen Gesellschaft bei. Seine Rückständigkeit gegen die städtischen Bevölkerungsklassen, seine Unwissenheit und Unbehilflichkeit werden diese Zersetzung rapid fördern, während ihm andererseits bei höherem Bewusstsein selbst die Augen aufgehen, dass das kleine Reich, über welches er selbstherrlicher Gebieter zu sein glaubte, eine Bastille für ihn und seine Vorfahren war, in der sie sich nur trügerischer Weise oftmals so heimisch fühlten.

Möge sich auch noch die grosse Mehrzahl der Bauern sammt ihren bethörten und betrogenen Rathgebern der süßen Hoffnung hingeben, dass sich ihre Lage in dieser Gesellschaftsform wieder verbessern werde, so sei es ihnen vergönnt, so angenehme Träume zu haben; in wachen Stunden werden sie genügend mit dem Gegentheil bekannt.“

Die „Gleichheit“ bringt in No. 9 einen recht guten Artikel „Zur Maifeier“. Da heisst es: „Losgelöst von alten, trügerischen Hoffnungen, welche die Elenden zwar nicht zu Schanden werden liessen, sie aber nicht zu befreien vermochten, hat die Arbeiterklasse das Maifest sich gesetzt zum Zeichen ihrer sittlichen Wiedergeburt, zum Zeichen ihres Willens, ihrer Kraft, den alten, morschen Kapitalistenstaat jung zu hämmern in die sozialistische Gesellschaft. Die als Gegenwartssklaven kummerbelastet und darband frohnden, wollen zu freudig schaffenden, edel und glücklich geniessenden Zukunftsfreien werden. Die, deren Menschenthum Ausbeutung und Noth tagtäglich an's Kreuz schlagen, sind entschlossen, für Alles, was Menschenantlitz trägt, ein Dasein zu erkämpfen im belebenden, herrliche Blüten entfaltenden Sonnenschein einer höheren, allgemeinen Kultur“. Der Kampf des Proletariats gegen die bestehende Ordnung bedeutet zugleich einen Kampf für den Weltfrieden. „So ist die Solidarität der Arbeiter aller Länder die beste Bürgschaft für den zeitweiligen Frieden zwischen den Völkern in der Gegenwart, so ist ihr Befreiungskampf die Vorfrucht der Menschheitsverbrüderung“.

Ferner finden wir unter dem Titel „Erfahrungen mit dem Achtstundentag“ einige Daten über den Fortschritt der Achtstundenbewegung; an der Hand der Statistik wird sodann für die Jalousiefabrik von Freese in Berlin gezeigt, wie

Verdienst und Länge der Arbeitszeit sich umgekehrt proportional verhalten; diese Statistik bietet folgendes Bild:

Jahr	Stunden Arbeitszeit	Wochenverdienst			
		Jalousienwerkstatt		Einsetzer	
		Mk.	Pf.	Mk.	Pf.
1886—1887	9½—14	25	73	27	31
1888—1889	9½	26	30	27	79
1890—1891	9	27	89	28	66
1892 . . .	8	28	59	28	05
1893 . . .	8	31	16	29	41

In No. 10 finden wir in einem Aufsatz: „Wie eine sozialistische Gemeinde-Verwaltung für die proletarische Jugend sorgt“, eine Darstellung der Maassnahmen, welche die sozialistische Gemeinde-Verwaltung in Roubaix zum Besten der unbemittelten Schulkinder ergriffen hat. Von den Erwägungen ausgehend, dass Zehntausende proletarischer Kinder frühzeitig an Mangel und Entbehrungen zu Grunde gehen oder zu welken, kraftlosen Menschen heranwachsen, und dass ferner das körperliche Verkommen der proletarischen Jugend eine tiefe, beklagenswerthe Schädigung der Gesellschaft bedeutet, deren grösster Reichthum ein gesunder, kräftig entwickelter Nachwuchs ist, hat die Gemeinde-Verwaltung von Roubaix 1892 Schulkantinen in's Leben gerufen, über deren Einrichtung wir den Ausführungen der „Gleichheit“ Folgendes entnehmen:

„Jede Kleinkinder- und Volksschule erhielt das Recht zuerkannt, die Errichtung einer Schulkantine, zu fordern. Indessen wurde nicht bei jeder derartigen Lehranstalt eine eigene Kantine errichtet, weil hier und da die Lokalitäten eng und ungeeignet sind, und die hygienische Kommission es für bedenklich erklärte, die Klassenzimmer des Mittags in Speisesäle zu verwandeln. So müssen sich die Zöglinge mancher Schulen zur Mahlzeit in die benachbarte Kantine begeben. Wer in der Schulkantine speisen will, erhält vom Klassenlehrer eine Marke. Die Marken werden unentgeltlich verabfolgt oder gegen Zahlung von à 20 Centimes (16 Pf.) in der Volksschule und 15 Centimes (12 Pf.) in der Kleinkinderschule. Die Marken sind für zahlende und nichtzahlende Kostgänger ganz gleich, so dass kein Unterschied zwischen beiden gemacht werden kann, und den armen Kindern jedes Gefühl der Demüthigung erspart bleibt. Die

Nahrung ist einfach, aber kräftig. Die Kinder erhalten Montag, Mittwoch und Samstag: gute Bouillon, gekochtes Rindfleisch, Kartoffeln; Dienstag: Gemüsesuppe, Braten mit getrockneten Erbsen oder Bohnen; Freitag: Milchsuppe, Eierkuchen (mit Rücksicht auf die katholische Bevölkerung), Kartoffeln;\*) täglich ausserdem Brot und Bier. Auf die Portion kommt in der Kleinkinderschule: 25 Centiliter Bouillon, 30 Gramm Fleisch, 100 Gramm Kartoffeln, 55 bis 60 Gramm Hülsenfrüchte, 40 Gramm Brot (gutes Weissbrot) und 1 Deziliter Bier; in der Volksschule: 35 Centiliter Bouillon, 45 bis 50 Gramm Fleisch, 150 Gramm Kartoffeln, 70 bis 75 Gramm Hülsenfrüchte, 70 Gramm Brot, 1½ Deziliter Bier.

In ähnlicher Weise sorgt die Gemeinde-Verwaltung für Kleidung und Schuhwerk der Schulkinder. Die verausgabten Summen, absolut genommen zwar beträchtlich, sind im Verhältniss zu dem Erreichten als recht mässig zu bezeichnen.

Die „Hilfe“ bringt in No. 18 Theodor von Wächter's jüngst erschienenen Aufruf „Eine neue Berliner Kirche“ und bemerkt dazu: „... Was soll man zu diesem Aufruf sagen? Vieles in ihm trifft unser Gewissen. Es ist wahr, dass wir keine Gottesdienste der Armen und Aermsten besitzen. Es ist wahr, dass die christliche Gemeinde im gegenseitigen Dienen und Helfen schwach ist. Wenn Gott Segen geben will, dass durch Wächter's Vorschlag etwas daran gebessert wird, wollen wir herzliche Mitfreude haben, auch wenn wir, wie schon im Anfang hervorgehoben ist, die Angriffe Wächter's auf die bisherige Thätigkeit der Kirche für zu stark halten müssen. Schon jetzt ist auch viel wahre Menschenliebe, Trost und Glaubensfreiheit aus Kirchen in das Volk geflossen. Aber man kann ja das Bisherige bessern und pflegen und sich doch für das Neue interessieren.“ Diese Bemerkung erscheint mir recht bezeichnend für die Unentschiedenheit, zu welcher Naumann durch den Mangel an Uebereinstimmung zwischen seiner wirtschaftlichen, politischen und religiösen Stellungnahme gezwungen ist. Schon zu einer an sich so wenig bedeutenden öffentlichen Kundgebung, wie der vorliegenden von Wächter's, Stellung zu nehmen, macht Naumann Schwierigkeit.

\*) Der Donnerstag ist in Frankreich ganz schulfrei.

Dem Herrn Pfarrer möchte ich das Prutz'sche Wort in Erinnerung bringen:

O nur nicht grau, nur nicht grau,  
Nur schwarz oder weiss,

Und Kraft und Mühe erringen den Preis.

Das Beiblatt zur „Hilfe“, das „Frankfurter Volksblatt“, bringt in seinen letzten Nummern unter dem lustigen Titel „Vom Kriegsschauplatz“ Berichte über den Kampf des Freiherrn von Stumm gegen die Evangelisch-Sozialen. Die frische, flottgeschriebene Polemik ist eine erfreuliche Lektüre.

F. H.

„Ciencia Social“ (Barcelona) bringt in ihrem Januarheft einen ausführlichen Leitartikel von Miguel de Unamuno über die „Menschliche Würde“. Der Verfasser behandelt, während er sich von aller metaphysischen Spekulation fernhält, die enge Beziehung der „menschlichen Würde“ zur wirtschaftlichen Produktion der Gegenwart und zur zeitgenössischen Philosophie. Die Märznummer bringt wiederum einen Leitartikel des bekannten Autors über die „Krise des Patriotismus“, ein Thema, welches übrigens in anderer Variation in selbiger Nummer von P. Corominas besprochen wird. In allen drei Heften des vorigen Quartals finden sich sodann ganz interessante Betrachtungen von F. Pelloutier über „die Anarchie der bürgerlichen Gesellschaft“. Ferner bringt das Blatt den von uns im vorigen Hefte zu Ende geführten Artikel von A. Hamon über den Anarchismus in Original-Uebersetzung.

Ch. K.

Aus Rom geht uns eine Wochenschrift „La piccola Antologia“ zu, die unser Interesse aus verschiedenen Gründen erregt. Einmal hat die kleine Antologie keine festen Redakteure; eine Redaktions-Kommission verfügt über die einlaufenden Beiträge; unter den Mitarbeitern sind De Amicis, De Rossi, Ferri und Molinari zu nennen. Nach seinem Programm will dieses Akademiker-Organ, ohne feste Rubriken, vornehmlich ein Kampfes-Organ für alle Geistesrichtungen sein; allen neuen Bestrebungen offen, wendet es sich gerade an die Jungen, an die „unbekannten Intelligenzen“, denen die piccola Antologia ein Tummelplatz für die Kämpfe des morgigen Tages sein will.

A. G.

„Die Welt am Montag“. Früher war der Montag für den eifrigen Zeitungsleser ein gar schlimmer Tag. Die Montags-Nummer des „Berliner Tageblatt“ enthielt nicht viel, und so blieb nur — *horribile dictu* — das „Kleine Journal“,

das „Leibblatt der Kokotten und ihrer Freunde“, wie Jemand kurz nach Erscheinen der „Ballhaus-Anna“ das Blatt boshafter Weise nannte. Seit dem Erscheinen der „Welt am Montag“ ist das anders geworden. Die politische Ausbeute ist am Montag selbstverständlich gering; so muss durch Skizzen, Litteratur- und Kunst-Plaudereien der Raum des Blattes, wie die Zeit des Lesers ausgefüllt werden. Und „Die Welt am Montag“ sucht diese Aufgabe nach Kräften zu lösen. Wenn die Politik zu einem Leitartikel gar zu öde und langweilig ist, wird dieser durch einen theoretischen Aufsatz aus anderen Gebieten ersetzt. Eine eigenartige Einrichtung hat die Redaktion für die Theater-Kritiken geschaffen. Sie ertheilt nämlich nicht nur dem Kritiker, sondern auch dem Autor das Wort. Gut durchgeführt wird dieser Brauch einen zweifachen Erfolg haben: der Kritiker wird ruhiger und vorsichtiger kritisieren, und der Autor sein Werk durch eine Art Vertheidigungs-Kommentar dem Verständniss näher bringen. Sorgsam zu achten ist allerdings darauf, dass die Autoren ihr Recht nicht missbrauchen.

So brachte No. 15 eine nicht gerade angenehme Kritik von Kerr über die Erlingsarbeiten von Heimanns („Weiber-schreck“) und Hirschfeld („Zu Hause“), und gleichzeitig brachte dieselbe Nummer auch eine hübsche Vertheidigung des „Zu Hause“ von seinem Autor Hirschfeld.

In No. 16 sagt Leo Berg in einem Artikel „Begriffsstarre“ über die in letzter Zeit so häufigen Duelle: „Wenn das Ehrgefühl einer Gesellschaftsklasse so empfindlich geworden, dass schon die blosser Möglichkeit eines Zweifels den Betroffenen ächtet, und ausserdem die Gesellschaft so klatschhaft ist, dass jedes Wort sofort von der Skandalsucht aufgegriffen wird, und wenn sie gleichzeitig so misstrauisch gegen die Reinheit der Ehre anderer, sogar ganzer Klassen geworden ist — dann ist es naturgemäss, dass der Unfug des Duells um sich greift wie eine böse Seuche.“

Mit den Ausführungen des Verfassers befinden wir uns an verschiedenen Stellen in Widerspruch. Sehr richtig aber scheint uns die Schlussbemerkung zu sein: „Man begnüge sich nicht gegen das Duell, worüber alles, was gesagt werden kann, schon tausend Mal gesagt ist, nur zu schreiben und zu reden. Man gehe seinen Ursachen nach und packe hier, wie überall, das Uebel an den Wurzeln.“

Eine derbe Verspottung des Duells bildet eine grosse Annonce des „Winterpalast“, die auf den 20. April 1996 zu einem grossen „historischen Ulk, Auftreten ehemaliger sogenannter Kavaliere (Männer von Ehre) in ihren Leistungen als Kunstschützen auf lebende Ziele einlädt, natürlich bei erhöhten Preisen.

No. 19 finden wir einen beachtenswerthen Leitartikel „Die Oberhäuser als Kulturbremsen“; ferner einige zum Theil interessante Proben aus dem soeben erschienenen Ausstellungs-Gedenkbuch, darunter folgende Worte von Lily v. Gizycki:

„Je mehr die Frau in das Leben hinaustritt und mit dem Manne Schulter an Schulter den Kampf um's Dasein kämpft, desto mehr wächst ihr Interesse an der Politik ihres Landes. Sie wird sich ihrer Pflichten als Staatsbürgerin bewusst und fordert immer lauter die Bürgerrechte. Aber sie kann erst dann den rechten Weg zu ihrem Ziele finden, wenn sie einsieht, dass die Befreiung ihres Geschlechts nur durch die Befreiung der gesammten leidenden Menschheit erreicht werden kann.“

Dieselbe Nummer bringt noch einen Artikel über die internationale Kunst-Ausstellung von Hugo Ernst Schmidt und ein Interview Tolstoi's von Dr. Alexis Markew.

F. H.

Die „Freie Bühne“ bringt in ihrem Aprilheft einen Aufsatz von Lou Andreas Salomé: „Jesus der Jude“, in welchem die Verfasserin ausführt, die Liebesreligion Jesus wurzle im Judenthume, welches sich durch seine praktische Herzensreligion vor der grübelnden Verstandesreligion der Arier ausgezeichnet habe, indem es den Jenseits-Theorien derselben den Satz entgegenstellte: „Was Gott verspricht, das muss das Leben halten“. An der Unmöglichkeit, diese kräftige Auffassung bei der sich auflösenden Kultur durchzusetzen, sei die jüdische Religion, und zugleich ihr letzter grossartiger Vertreter, Jesus, zu Grunde gegangen, worauf dann der plötzliche Umschwung der Jesus-Lehre in die übersinnliche Askese erfolgt sei, von der freilich ein gut Theil der lebensfreudigen Aussprüche des jüdischen Stifters seltsam abstecken, ein Eklektizismus, der nur in den trostlosen Zeiten seines Entstehens seinen Grund habe.

Heinrich Schackow („Berolina, eine Grossstadt-Aesthetik“) macht mit uns einen interessanten Spaziergang vom Alexanderplatz durch die Kaiser Wilhelmstrasse, die Linden herunter und

durch die Friedrich- und Leipzigerstrasse zum Potsdamer Thor, überall die Architektur der letzten 25 Jahre besprechend.

S. Lublinski („Drei Politische Grundtypen: Päpste, Partikularisten und Kaiser“) versucht, die heutigen Parteien zu analysiren, zwar im Einzelnen oft geistreich und treffend, im Ganzen aber doch ohne Verständniss für die eigentlich treibenden Kräfte jeder sozialen Entwicklung. Was nützen ihm seine Typen, wenn er nachher so ziemlich von allen Parteien sagen muss, dass sie ein Gemisch von mindestens zwei derselben sind? Was er über die Sozialdemokratie sagt, ist immerhin für jeden Genossen recht lesenswerth, Lassalle ist ihm kaiserlich, Marx, Engels und Liebknecht päpstlich, soll heissen doktrinär, Bebel und Vollmar partikularistisch, soll heissen kleinbürgerlich. Na, na?! Allerliebste wird Crispi als Kaisernatur besprochen, die keinen Platz im kleinen Italien für ihr Reich hatte, und daher, wie Zola, die Schönheit des Hässlichen erfand und „Kothpyramiden“ aufthürmte. „So stehen, wie Don Francesco, kann kein anderer Minister oder Parlamentarier, das ist vollkommen ausgeschlossen u. s. w. Sein Zustand ist gewiss beklagenswerth.“ Und ihm gegenüber der Papst Cavalotti, dessen Ideal war, dass die Minister und Volkstribunen auch ehrliche Leute sein müssten. — Das Ganze endet dann merkwürdiger Weise in einer Apotheose unseres französischen Genossen Jean Jaurès.

Die „Gesellschaft“ bringt in ihrem Aprilhefte einen recht konfusen Leitartikel über „Erziehung und Volksthum in Deutschland“ von Bartolomäus, aus dem nicht recht klar wird, ob in Zukunft mehr, weniger oder anders erzogen werden soll, als bisher. Wenig Neues, aber manches bekannte Gute sagen die Aufsätze von May über „die klagenden Stände“ und von Hugo Ernst über den „bureaukratischen Grössenwahn“. Dasselbe könnte man von der Novelle: „Eine Kellnerin“ von Calebow sagen (Thema: Liebe und Convenienz). Von den Gedichten ist das amnthigste: „Im Seebad“ von Steger (Thema: Alter Mann und junge Frau). Höchst packend versteht es Kurt Martens in seiner Novelle: „Die späteren Zeiten“ den Leser in wahre Wuth zu setzen über das psychologische Experiment eines Eheannes, seine Gattin demi-vierge zu lassen. Interessant sind auch die „Kohlenskizzen“ von Paul Heilborn, abgerissene Schilde-

runge aus der traurigen Kindheit des grossstädtischen Proletariats.

Das beste der Nummer ist jedoch die Uebersetzung einer Auswahl der französischen Gedichte von P. Louys durch Richard Dehmel. Diese Verse sind angeblich von Louys „zum ersten Mal aus dem Griechischen des Bilitis“ übertragen. Es sind rythmische Tagebuchblätter eines Mädchens, die ganz allmählig von der unschuldigsten Waldpoesie über ein Liebesverhältniss hinweg zum amor lesbicus und den Astartemysterien übergehen, schliesslich aber uns das Leben einer griechischen Hetäre in allen seinen Schattirungen von der gemeinsten Scheusslichkeit bis zum künstlerischsten Luxus schildern, aber niemals den Hauch der Armuth vermissen lassen. Bezeichnend sind Aussprüche wie: „Man muss sich nicht an Leute hängen, man muss nichts lieben, als die Liebe.“

Ch. K.

Im dritten Märzheft von Pernerstorfer's „Deutschen Worten“ finden wir einen Epilog zur Pestalozzi-Feier von Dr. Paul Barth, der sich gegen eine Ueberschätzung der pädagogischen Verdienste des Jubilars wendet und mancherlei Persönlich-Interessantes mittheilt. Nach einer kurzen Polemik gegen die von Pestalozzi vertretene Methode des Elementarunterrichts, wendet Barth sich der pädagogischen Praxis desselben zu. Die Schiefertafel sei vielleicht das Einzige, was die Zeit von seinen praktischen Neuerungen übrig gelassen habe. „Schulrecht — so berichtet ein Schüler und späterer Gehülfe Pestalozzi's — lernte ich da in Pestalozzi's Erziehungsanstalt zu Burgdorf nichts, so wenig wie andere Schüler. Da Pestalozzi nur der Reihe nach vor- und nachsprechen liess und nie fragte, keine Aufgaben gab, so blieben diese Uebungen (im Rechnen), die sonst sehr gut waren, ohne grossen Nutzen. Von den Sprachübungen verstanden wir kein Wort, denn es wurde kein Wort erklärt, und es wurde so singend und überhaupt so schnell und undeutlich vorgesprochen, dass es ein Wunder gewesen wäre, wenn jemand etwas davon verstanden und etwas dabei gelernt hätte; zudem schrie Pestalozzi so entsetzlich laut und anhaltend, dass er uns auch nicht sprechen hören konnte, und das umsoweniger, da er nie auf uns wartete, wenn er einen Satz vorgesprochen hatte, sondern ununterbrochen fortfuhr und eine ganze Seite in einem fort vorsprach. Obgleich er selbst seinen Lehrern das Schlagen verboten

hatte, war er selbst mit Ohrfeigen durchaus nicht sparsam.“ „Auf Repräsentation gab er ebenfalls nichts, ohne Halstuch, ohne Rock, in blossen langen Hemdsärmeln, die ihm über die nachlässig herumschwenkenden Arme und Hände herunterhing, rannte er wie wild in der Schulstube herum“, erzählt ein Augenzeuge. „In Pestalozzi's Anstalt zu Ifferten hatte jeder Oberlehrer die ihm besonders anvertrauten Schüler allwöchentlich dem Direktor einmal zuzuführen, um über sie zu berichten. Gewöhnlich empfing sie Pestalozzi Abends im Bette liegend (Morgens um 2 Uhr stand er bereits immer auf), aber die Art wie er dann die Guten anerkannte, die Pflichtvergessenen zurechtwies — so erzählt ein anderer Lehrer — war ebenso originell, als für die Knaben eindringlich und für uns belehrend.“

Was er wirkte, das wirkte er nicht durch seinen Geist, sondern durch die überquellende Liebe zu den Kindern und insbesondere zu den Kindern der Armen, für welche ihm kein Opfer zu gross, keine Mühe je zu schwer war. Die Hingabe und die Lauterkeit des Charakters, nicht seine pädagogischen Methoden und neuen Einsichten, geben diesem Manne erst das wirkliche Anrecht auf den Ruhm, der ihm zufallen. Wie wenig er, von den volksfreundlichen Parteien heute gern als einer ihrer Vorkämpfer reklamirt, übrigens ein Demokrat im modernen Sinne des Wortes war, geht aus einer von Barth zitirten, höchst charakteristischen Stelle seines Romanes „Lienhard und Gertrud“ (v. J. 1790) hervor: „Der Glaube, das Volk könne sich durch Freiheit besser als durch herrschaftliche Einnischung in Ordnung bringen und versorgen, ist ein Traum, und das Volk muss nothwendig immer in dem Grade noch mehr elend werden, als die Herrschaft es sich selbst überlässt. Man rufe den Adel zur Pflicht und entziehe ihm die Mittel nicht, sie zu erfüllen, so wird die natürliche Ordnung der Dinge sich wieder herstellen, und das Wimmern des Menschengeschlechtes ohne Zertrümmerung der Staaten sich enden.“ Das „gute Herz“ war in der Politik von jeher ein übler Berather. Dr. Sch.

Die „Sphinx“ bringt in ihrem Januar-Heft einen Reisebrief von Dr. Hübbschleiden: „Indiens Zukunft.“ Der Verfasser bespricht in einem kurzen Rückblick die drei früheren Glanzperioden Indiens, um sodann seine Ansicht, dass Indien unter der englischen Herrschaft einer vierten Glanzperiode entgegengehe, aus-

zuführen und zu begründen. Diese neue Glanzperiode, welche die früheren weit übertreffen und durch eine, dem indischen Hang zur Spekulation verdankte hohe philosophische Kultur den Bildungsgang der gesammten Menschheit beeinflussen würde, erwartet der Verfasser von einem selbstständigen indischen Reiche, in welchem die eingewanderten Europäer als Unterthanen des indischen Reiches, nicht als Fremde, an dem Leben der Nation theilnähmen. Ansätze zu dieser Entwicklung zeigt uns der Verfasser verschiedene; hervorgehoben sei der seit einem Jahrzehnt tagende indische National-Kongress. Bemerkenswerth erscheint uns auch folgende Ausführung über die Zukunft Grossbritanniens und seiner Kolonien: „Das britische Weltreich mag allerdings bald zerfallen. Die meisten von uns heute Lebenden mögen das noch selbst mit ansehen können. Aber schon der Grund dieses Zerfalles wird dem des Römerthums entgegengesetzt sein. Dieses ging an seiner eigenen Schwäche zu Grunde. Das britische Weltreich könnte vielmehr an seiner eigenen Vollblütigkeit, am Ueberschusse seiner eigenen Lebenskraft zerfallen. Und das Angelsachsenenthum würde dadurch seinen Siegeszug über die Erde nur verdoppeln oder verzehnfachen. Die Schwäche des britischen Reiches liegt heutzutage in seinem Festhalten an einer erd-umspannenden Organisation, die aus lauter verwundbaren Angriffspunkten besteht. Würden sich aber alle Theile des britischen Weltreiches, wie Austral-Asien und Süd-Afrika, ebenso selbstständig machen, wie der Staatenbund von Nord-Amerika, an den sich Canada und British-Westindien anschliessen würden, so könnten wir ein halbes Dutzend Grossbritanniens, lebenskräftiger angelsächsischer Länder in der Welt haben, und in deren ‚Weltverein‘ den Keim einer friedlich vereinten Menschheit sich entwickeln sehen.“

Im März-Heft finden wir einen in manchen Beziehungen interessanten Aufsatz von Mohini M. Chatterji: „Die höhere Seite der theosophischen Studien.“

Die Akademischen Blätter bringen in No. 24 vom 16. März einen längeren Artikel über die Presse. Nach einigen Bemerkungen über das Verhältniss der Presse zur öffentlichen Meinung theilt der Verfasser die Blätter in drei Gruppen, „solche, die des Gewinnes wegen herausgegeben werden, solche, die bestimmten Bestrebungen dienen sollen und deshalb mit pekuniären Opfern

erhalten werden und endlich solche, die dem Zwecke nach der zweiten Gruppe angehören, ihrem thatsächlichen Erfolge nach aber gleichzeitig auch der ersten.“ Im Weiteren bespricht der Verfasser die Korruption der Presse, die Praxis durch Einsendung von Inseraten auf ein Blatt einzuwirken u. s. w. Gegen die Missstände glaubt er in einer zunftmässigen Organisation einen Schutz zu finden.

Dies erscheint uns nun völlig verfehlt. Abgesehen davon, dass innerhalb einer Zunft die Unterdrückung neuerer gegen die alten sich auflehrender Ansichten sich notwendig geltend machen wird, würde eine Zunft das Kapital nicht verhindern können, sich seine Lohnschreiber ausserhalb der Zunft zu suchen; denn das Recht als Journalist thätig zu sein von der Zugehörigkeit zur Zunft abhängig zu machen, würde in direktem Widerspruch zur Verfassung stehen. Unserer Ansicht nach lassen sich die Missstände, welche der Einfluss des Kapitals in der Presse hervorruft, eben nur durch Beseitigung des Kapitalismus selbst entfernen. Man muss eben den Giftbaum an der Wurzel angreifen, nicht aber lediglich die eine oder andere seiner Früchte vernichten.

Leider verleitet den Verfasser sein Antisemitismus bei Besprechung der Harden'schen „Zukunft“ zur Uebertreibung. Wir stimmen ihm vollständig bei, dass die „Zukunft“ dem Sensationsbedürfniss des Publikums zu weit entgegenkommt; den Erfolg derselben aber aus der Kultivierung von „Klatsch, Skandal und Schlipfrigkeiten“ zu erklären, vermag doch nur der, welchem der Antisemitismus den Blick für die wirklichen Ursachen des Erfolges einer solchen Zeitschrift getrübt hat. F. H.

### Kunstblätter.

Die sozialdemokratische Mai-Feier ist auch in der Kunst produktiv: Ausser der offiziellen, vom Verlage des „Vorwärts“ herausgegebenen „Mai-Feier“-Zeitung erschienen auch die beiden Witzblätter, der „Wahre Jakob“ (Stuttgart, Dietz) und der „Süddeutsche Postillon“ (München, Ernst) in festlichem und ernsterem Gewande. Namentlich die beiden letzteren Mai-Zeitungen können mit den meisten ihrer Illustrationen auch rein künstlerischen Ansprüchen genügen. Ihre Aufgabe ist nicht ganz leicht, sie wollen in immer neuen Bildern eine Idee versinnbildlichen, die gerade wegen ihrer Erhabenheit nach grossen Mitteln in der Darstellung verlangt. Früher machte man es sich be-

quem. Wenn so ein Zeichner verlegen war, so meldete sich ein stets bereiter Diener, ein direkter Epigone der antiken Kunst: die Allegorie. Damit ist scheinbar alle Schwierigkeit gelöst. Irgend eine weibliche Gestalt in griechisch-römischem Gewand bekommt die Jakobinerkappe und wir haben die „Freiheit“; soll es die „sozialistische Wissenschaft“ sein, so bekommt sie flugs das Buch von Marx in die Hand u. s. w. Im Nothfalle wird noch so ein Engel oder andere Bruchstücke der christlichen Kunst zu Hilfe genommen und die Aufgabe ist gelöst. Leider krankt die Berliner Mai-Zeitung auch in diesem Jahre noch etwas an dieser klassizistischen Reminiscenz. Auf dem Titelbild steht eine Frauengestalt mit einem Maiglöckchen-Strauss; da dieselbe eine gute deutsche Schürze vor hat, so möchte man sie für eine moderne Arbeiterin halten; nun aber hat sie ausserdem als Embleme: Eisenhammer, Schwungrad etc. Ja, seit wann arbeiten denn Frauen in der Maschinenbranche? Es ist doch wieder die Verquickung der modernen und der allegorischen Anschauung, welche stört, weil sie ein Verstoss gegen die Wirklichkeit ist, ohne symbolisch zu sein. Auf dem Mittelbild schwebt über einer sonst gut ausgeführten, realistischen Scene, welche eine Verbrüderung von industriellen und ländlichen Arbeitern darstellt, ein riesiger mit Posaune und Gesetzestafeln ausgestatteter Engel in der Grösse der Fabrik-Schornsteine, eine unglückliche Idee. — Wie ganz anders wirkt da das Titelblatt des „Wahren Jakob“, eine weite, düstere Ebene, auf der zwei Proletarier nach der im Hintergrunde aufgehenden Sonne schauen. Das Mittelbild, in hellen, vielleicht etwas zu hellen Farben, stellt das Ringen des Sozialismus mit dem Kapitalismus dar, unter dem Bilde eines schon entschiedenen Kampfes eines Menschen mit einem Centauern am Strande einer felsigen Insel im südlichen Meere. — Der „Süddeutsche Postillon“ zeigt uns auf dem Umschlag zwar Symbole, einen Löwen, einen Hammer, drei stylisirte Jakobiner-Mützen, aber hier ist dies in ein vornehmes Ensemble zusammengefügt, keine Spielerei mit der Antike, sondern vielmehr ein Anklang an den modernsten Symbolismus. Ausserdem sind in der Nummer die vier spasshaften Schweine-Zeichnungen zu erwähnen: „Wie sich der Sauhirt von Feldmoching nach der Erklärung des rothen Sattler-Nazi die Staats-

formen in den verschiedenen Ländern vorstellt.“

Allgemein muss über die meisten künstlerischen Bestrebungen innerhalb des Rahmens der Partei gesagt werden, dass sie nicht mit demselben Maassstabe gemessen werden dürfen, als andere. Denn der Künstler darf zur Zeit noch nicht seiner eigenen Individualität ganz freien Spielraum gestatten, sondern muss sich nach einem ganz bestimmten Publikum, dem Proletariat, richten. Nun ruht freilich im Proletariat die Kraft der Zukunft auch im Gebiete der Kunst, aber zur Zeit ist das Proletariat künstlerisch noch wenig gebildet und wir treffen sogar bei vielen Parteigenossen, die auf anderen Gebieten selbst Ausserordentliches leisten, der modernen Kunst gegenüber eine grosse Verständnisslosigkeit. Den künstlerischen Kräften unter der Sozialdemokratie steht daher eine gewaltige Aufgabe bevor, die ästhetische Volkserziehung von Grund auf. Daher wäre es aber auch verkehrt, dem Proletariat jetzt schon die allerfeinsten Genüsse einer intimen Luxuskunst vorsetzen zu wollen.

Dies dennoch möglich zu machen, versucht der „Simplicissimus“ (in dem internationalen Verlag von A. Langen), der „ein wahrer Vermittler zwischen Kunst und Volk“ sein will, obgleich er offenbar die allermmodernsten Kräfte herbeiziehen will. Er wird doch wohl seinen Leserkreis mehr unter Künstlerkreisen selbst und unter deklassirten Bourgeoiskindern finden, als unter dem Arbeiterstande, trotz seines billigen Preises von 10 Pf. Seine Tendenz zwar scheint dem Sozialismus zu huldigen, wie dies z. B. Schlittgen's Zeichnung in No. 1 beweist: ein Monarch bemerkt bei einer Spazierfahrt eine grosse Menschenmenge; der Leibjäger, abgeschickt, sich zu erkundigen, was die Menschenmenge bedeute, meldet: „Sozialisten, Majestät.“ Und Majestät, in den Polstersitz zurückgelehnt und verständnisslos vor sich hinblickend, sagt: „Grüssen Sie die Leute von mir und sagen Sie ihnen: Daraus wird nichts — wird nichts.“

Vor Allem aber ist bezeichnend, dass laut Ankündigung der gesammte literarische Nachlass von G. Herwegh angekauft ist. Ausser der bereits 1848 veröffentlichten „Huldigung“ sind in den bisher erschienenen Nummern vier Gedichte von ihm veröffentlicht, das schönste mit dem stets wiederkehrenden Refrain: „Nimm, deutsche Jugend, unser

Lied in Schutz.“ Offenherzig ist „Die überspannte Person“ von Arthur Schnitzler in No. 3, lesenswerth, wenn auch nur in den bekannten Geleisen fahrend: „Die Beichte“, von W. von Polenz, in No. 2, höchst stimmungsvoll „Ruth“, von J. Wassermann, in No. 3, packend „Die Stimme des Lebens“, von Kunt Hamson, in No. 4; die höhere Gesellschaft wird treffend durch „Eine Tochter fin de siècle“, von S. von Schewitz, in No. 5 charakterisirt; ferner u. A. zwei Novelletten von Marcel Prévost in No. 3 und 6. Mia Holm veröffentlicht die ersten beiden Cyclen ihrer schönen Mutterlieder in No. 2 und 5. Andere schöne Gedichte lieferten J. H. Makay, R. Dehmel, O. E. Hartleben (hierzu ein prächtiges Bild von A. Jank) u. A. Die Hauptzeichner des Blattes sind J. B. Engl und Th. Th. Heine, der hier ganz in seinem Elemente ist, während seine grösseren Bilder auf den Kunst-Ausstellungen doch mehr Witz und Reklame als künstlerische Auffassung verrathen hatten.

Wir hätten die neue Zeitschrift lieber in volkstümlicherem Gewande gesehen, aber auch so, wie sie heute ist, bereitet sie dem Leser reichen Genuss. Wir wünschen dem jungen Unternehmen besten Erfolg.

Leider hat die „Jugend“ (München, G. Hirth), ein Blatt, das in rein künstlerischer Beziehung den Volks-Sinnen vielleicht näher steht, in seiner politischen Tendenz, soweit eine solche hervortritt, für das Volks-Sehnen nicht das richtige Verständniss. Einer in der Redaktion ist mindestens National-Liberal; Er hätte daran denken sollen, dass Politik den Charakter verdirbt, und die fortwährenden Anulkerien des Centrums, der Sozialdemokratie u. s. w. lassen sollen. Das hindert uns natürlich nicht, einer sonst so vorzüglichen Zeitschrift unser „Glückauf!“ zuzurufen. Denn auf wen passte das „Jugend sei's Panier!“ besser, als auf die sozialistischen Studenten, denen die Gegenwart gehört, weil sie Bürger der Akademie, und die Zukunft, weil sie Genossen des Proletariats sind. Die Vergangenheit jedoch ist alt; und wer könnte besser als Typus unserer Vergangenheit gelten, als der Alte von Friedrichsruh in seiner nörgelnden Grämlichkeit. Wie ihn die „Jugend“ daher in No. 3 so feiern konnte, ist uns unverständlich; das Titelbild akzeptiren wir jedoch: was so aus staubigen Lappen und disharmonischen

Fetzen der Rumpelkammer mit dem Kleistertopf zusammengeflickt ist, das kann uns nicht imponieren, wird auch den Stürmen der Zukunft nicht Stand halten können; wir wollen ein Reich aus einem Guss. Aber schad' nichts; man muss das Gute nehmen, wo man es findet; also auch bei G. Hirth.

Und wir finden viel Gutes, schon im äusseren Gewande: Jede Woche ein neues 1—3farbiges Titelbild, besonders ansprechend das von No. 5: ein nackter Bub auf feurigem Rappen über einen Wiesenzaun setzend. Ueberschaut man die Leistungen des abgeschlossenen vorigen Vierteljahrs, so findet man einen solchen Reichtum an Zeichnungen und Ornamenten, Gedichten und Gedanken, Novellen und Kompositionen, wie sie bis dahin noch kein anderes deutsches Blatt mit zu erschwingendem Preise geboten hat. Namentlich unter den Mittelbildern finden sich prachtvolle Stücke, die meist in irgend einer Beziehung zu den Spielen und Märchenräumen des Kinderherzens stehen.

Die fünf Nummern seit dem 1. April reihen sich dem 1. Quartal würdig an. Von den Titelbildern erfreut am meisten das von No. 14, der Kopf eines Backfisches inmitten rother und weisser Blüten. Eine Zeichnung von Fidus in No. 15, wo fünf nackte Kinder auf einer Gartenbank sitzen, und ein kleiner, allerliebster Junge von den vier Dämchen angeschwärmt wird, ohne dass der „Undankbare“ davon erbaut würde, ist so köstlich ausgeführt, dass man es sich garnicht genug ansehen kann. — Eine eigenartige Idee ist es, wenn in No. 16 die Illustrationen nicht neben eine Geschichte gestellt, sondern über die Lettern weggedruckt werden. — Von No. 17 spricht das Mittelbild, blumenpflückende Mädchen und Knaben im Wald, schwarz auf terracottafarbigem Grunde, mehr an, als das Titelbild, das in seiner Skizzenhaftigkeit doch zu viele Deutungen, und darunter recht traurige, zulässt. — Von No. 18 sind die fein empfundenen, farbigen Illustrationen von Reznicek zu der nicht ganz originellen Novellette „Regnen . . .“ hervorzuheben. — Schon aber leuchtet uns wieder aus allen Buchläden der Stadt die farbenprächtige neueste Nummer (vom 9. Mai) entgegen; im frischen Grün stehen Blütenbäume, unter denen sich eine junge Dame im lila Kleide, das sich prächtig von dem hellgrünen Boden abhebt, schaukelt.

„Jugend“ und „Simplicissimus“ füllen gemeinsam eine Lücke in unserer Zeit-

schriften-Litteratur aus, indem sie in harmonischer Weise den Kunstsinn der sonst fast nur verstandesgemäss Gebildeten anleiten. Dass die Kunst aber kein Luxus, sondern etwas Nothwendiges sei, darauf weist Ferdinand Avenarius im ersten Aprilhefte seiner Zeitschrift „Kunstwart“ (München, Calwey) nachdrücklich unter dem Titel: „Ueberschätzung der Kunst“ hin. Ohne zu leugnen, dass eine ausschliessliche Kunstkultur der Wirklichkeit und Wahrhaftigkeit Abbruch thun würde, verlangt er schon deshalb Pflege des ästhetischen Sinnes, weil erst, wenn dieser verfeinert ist, die Natur ganz in uns aufgenommen werden kann. — Im letzten Hefte derselben Zeitschrift behauptet Oscar Bie („Tageskritik über bildende Kunst“), dass es für einen Kunstkritiker eigentlich nur schaden könne, wenn er zugleich Künstler wäre, wogegen ihm die Redaktion mit Recht einwendet, dass es zwar selten, aber auch am wünschenswerthesten sei, einen Menschen zur Kritik zu finden, der zugleich schaffender Künstler und natürlich auch Kunsthistoriker sei. Wir glauben noch eine weitere Anforderung machen zu können, dass nämlich ein Kritiker auch genug ökonomische und sozialpolitische Bildung haben müsse, um zu erkennen, welche Kunstrichtungen einer aufsteigenden Klasse, oder einer siegreichen Weltanschauung zugehören. Kein Gebiet giebt es ja, auf das das soziale Problem nicht seine Schatten wirft. Dies erkennt auch Dr. v. Frimmel, wenn er in der „Kunstchronik“ (Leipzig, Seemann) vom 2. April bei der Beurtheilung der „Schwankungen der Bilderpreise“ von rein national-ökonomischem Gesichtspunkte ausgeht: Der Preis eines neuen Bildes von noch unberühmten Malern = Unkosten + Lebensunterhalt während der Herstellung + Amortisation der Ausbildungskosten + Abnützung der Nervenenergie (d. h. = Repräsentation menschlicher Arbeitskraft); der Preis des Werkes eines verstorbenen Künstlers dagegen rein nach Angebot und Nachfrage (letztere abhängig von der schwankenden Berühmtheit) bestimmt, d. h. = Gebrauchswerth + Liebhaberwerth, also unabhängig von den Herstellungskosten jeglicher Art. Leider sind jedoch diese Begriffe in dem Artikel noch nicht genügend durchdacht und auseinander gehalten.

The Studio (Herausgeber: Ch. Holme, Verleger: 5 Henrietta Street Convent Garden, London W.-C.) hat mit den

6 Nummern des vorigen Semesters wiederum dem Namen und dem Anspruche „an illustrated magazine of fine and applied art“ zu sein, Ehre gemacht. Allen Richtungen und Zweigen des künstlerischen Schaffens, soweit es sich durch lithographische Reproduktion veranschaulichen lässt, wird reichlich Rechnung getragen, namentlich durch Ausschreiben von zahlreichen Preisbewerbungen, wobei auch das Kunstgewerbe gebührend berücksichtigt wird. Für den deutschen Leser tritt leider die heimische Kunst zu sehr zurück. Doch berichten ständige Korrespondenten über die Kunstverhältnisse in Berlin, München, Dresden u. s. w. Besonders jedoch für das Studium der modernen und modernsten englischen Kunst ist das Blatt ganz ausserordentlich zu empfehlen. -ch.

No. 7 der in Stuttgart erscheinenden „Neuen Musik-Zeitung“ ist dem Andenken Ludwig van Beethoven's gewidmet und enthält eine Reihe von Spezialartikeln über den grossen Meister; darunter einen von Cyrill Kistler über Beethoven als Harmoniker, von Dr. Haase über Beethoven's Klaviervariationen, von W. Mauke über die Pastoral-Symphonie, von Sv. über Beethoven's Streich-Quartette, von Rud. Baron Procházka über Haydn, Mozart und Beethoven; ferner Aufsätze über das Beethovenhaus in Bonn und über Aussprüche des Meisters, welche Komponisten und Dichter betreffen. Das Heft ist mit drei verschiedenen Bildnissen Beethoven's und mit dem Porträt der Gräfin Theresa von Brunswick geschmückt. F. H.

### Bühne und Kunst.

Sudermann's „Glück im Winkel“. Um den Kunstsinn der kapitalistischen „Zehntausend“ ist es genau, wie um ihre Religion und Moral bestellt. Sie bemessen die Kunst einzig und allein nach ihrem Sensationswerth, nach ihrer Fähigkeit, die Nerven zu kitzeln und den Gesellschaftsklatsch zu bereichern. Mithin ist es erklärlich, dass vornehmlich die Theaterpremiere den Kunstenthusiasmus der „Zehntausend“ erregt; nur muss sie pikanterie versprechen, das Pikante aber liefert zur Zeit neben dem Ballet hauptsächlich das „moderne“ Schauspiel. Wer aber ist „moderner“, als „unser“ Sudermann? Und so ist es kein Wunder, dass sein „Glück im Winkel“ von der Premieren-Sippe als erlösendes Saisonereigniss ersehnt wurde. Ob es die Erwartung, die Nachfrage nach Sensation

vollständig befriedigt hat, weiss ich nicht. Aber ich hoff' es, denn das Werk hat allen Anspruch auf die Liebe der „Zehntausend“, es ist ganz aus ihrem Geist(es-wirrwarr) und ihrer Empfindung(s-Verlogenheit) heraus geschrieben. In den Tagen Goethe's und Schiller's waren die Lieblinge des Publikums — Iffland und Kotzebue; in den Tagen Immermann's, Georg Büchner's, Grabbe's war der Beherrscher der Bühnen — Raupach; in den Tagen Hebbel's und Otto Ludwig's gehörte das Theater dem biedereren Benedix und der thränenseligen Birch-Pfeiffer. Heute sind die Günstlinge der Bühnenleiter und der „Zehntausend“ und aller derer, die ihnen gleich sind — Fulda und Sudermann. Und mit gutem Fug. Sudermann ist der geborene Theaterprinz, er versteht es wie kein Anderer (nur Wildenbruch kommt ihm nahe) das Publikum aufzuregen, aufzuregen durch ein Nichts, aufzuregen für nichts und wider nichts. Und gerade das will das Publikum — sinn- und zwecklose Aufregung der Nerven — nur keine Erregung des Hirns, der Gedanken, der Empfindungen. Will Jemand ernste und grosse Probleme behandeln, die unser innerstes Leben und Wollen angehen, dann bleibe er der Bühne fern, falls er nicht von vornherein — fern geblieben wird. Die Bühne gehört den Leuten, welche dem Publikum mit angenehmem Kitzel über die Stunden hinweghelfen, mit denen es nichts Nützlich anfangen weiss. Auf der Bühne ist daher der rechte Platz für den Tiefsinn und die Lebenswahrheit, die sich im „Glück im Winkel“ breit machen. Wen es angenehm aufregt, wenn ein brutaler Junker, der mit aufgelesenen Nietzsche-Phrasen um sich wirft, eine brave Frau zu verführen sucht, deren Schwärmerei für's Ideale gerade so echt ist, wie das Nietzschehum des Junkers, wenn es angenehme Thränen der Rührung entlockt, wenn ein Gatte die „gefallene“ Gattin, deren Selbstmordwünsche genau so echt sind, wie ihre langen Abschiedsreden, an die Brust zieht, ihr alles, alles verzeiht und sie zu dem winkligen Glück bekehrt, das für den Mann seliges Vergessen der Hahnreischaf, für die Frau seliges Versinken in die Philisterei bedeutet — wer unwahre Erregung, unwahre Idealistik, unwahres Nietzschehum und unwahren Rührungsjammer braucht, der kommt bei Sudermann redlich auf seine Kosten. Den vierten Akt spart sich der „Dichter“ dadurch, dass er seinen Nietzsche-Junker rechtzeitig in's — Bett

schickt; bezeichnender konnte er das Stück nicht schliessen; es ist aus der Seele derer geschrieben, die das Glück darin finden, allen entscheidenden Auseinandersetzungen, allen ernstesten Lebensproblemen, allen Idealen, welche die Zeit aufwirft, und schliesslich auch den Sehnsuchten und Träumen der eigenen Jugend aus dem Wege zu gehen, und schlafen zu gehen. Statt durch Prügel wird der Mitedelste der Nation durch den Schlaf des Gerechten zur Ruhe gebracht. Aber auf's Theatralische versteht sich „unser“ Sudermann; alle Blender sind ihm recht, und alle lässt er gegen das Publikum los, Rakete auf Rakete. Dass dazu auch ein Talent gehört, ist unlangbar. Aber es ist ein Rattenfängertalent, mit dem man Kinder — Kinder im Geistigen — anlockt, um sie an der Nase, in zielloser Irre herumzuführen — weiter nichts. Dass die „Zehntausend“ und mit ihnen der Theaterphilister ein solches Talent, das ihren echtsten Instinkten schmeichelt und die Zeitideen und Zeitbewegungen nur ausnutzt zu einem pyrotechnischen Schauspiel mit Geknatter und Magnesiumblitzen — dass sie ein solches Talent für das wahre Zeitgenie halten, das ist ihr gutes Recht. Habeant sibi. In der Litteraturgeschichte der Zukunft aber wird das „Saisoneigniss“ keine höhere Rolle spielen, als die Erstaufführung der Iffland'schen „Jäger“ oder der Benedix'schen „Zärtlichen Verwandten“ — vielleicht auch eine weniger hohe.

Ht.

### Notizen.

Anfang April ist in Frankreich das neue Gesetz, die unehelichen Kinder betreffend, in Kraft getreten. Nach diesem Gesetz werden nunmehr auch die Väter zur Alimentationspflicht herangezogen, und die unehelichen Kinder erhalten durch dasselbe Erbrecht.

**Arbeiter-Bildungsschule Berlin.** Dem Jahresbericht der Arbeiter-Bildungsschule Berlin entnehmen wir die folgenden Angaben: Die Arbeiter-Bildungsschule hat mit dem 31. März d. J. das fünfte Jahr ihrer Wirksamkeit vollendet. Der Rückgang der Schülerzahl von mehreren Tausenden, die um ihres rein persönlichen Vortheils willen der Schule zuströmten, auf etwa 200 Schüler,

die ausschliesslich im Interesse der Gesamtheit, d. h. im Interesse der modernen Arbeiterbewegung sich in hierzu besonders geeignet erachteten Lehrfächern ausbilden, wird als ein wesentlicher Fortschritt bezeichnet. Die Lehrgegenstände sind: National-Oekonomie, Geschichte, Naturerkenntniss, Deutsch, öffentliche Gesundheitspflege, Rede-Uebung.

Der Unterricht beginnt in beiden Schulen (Waldemarstr. 14 und Müllerstrasse 179a) pünktlich um 9 Uhr Abends und endet pünktlich um 10 $\frac{1}{2}$  Uhr. — Die Schulräume sind täglich von 8 Uhr Abends an geöffnet (Sonntags 10—12 Uhr), um den Mitgliedern Gelegenheit zur Benutzung des Zeitungs-, Zeitschriften- und Büchermaterials zu geben. Es liegen in beiden Schulen fast sämtliche proletarischen, sowie die wichtigsten bürgerlichen Tageszeitungen, ausserdem eine grosse Anzahl von wissenschaftlichen Revuen, Fachschriften, Gewerkschafts- und Witzblättern aus. — In grösseren Lokalitäten wurden in bestimmten Zwischenräumen 18 Versammlungen abgehalten, in denen wichtige Fragen allgemeinen Interesses in populärwissenschaftlicher Weise erörtert wurden. Unter sachkundiger Leitung wurden ferner wissenschaftliche, künstlerische und gemeinnützige Institute, wie die Urania, die Kunst-Ausstellung, das naturhistorische Museum u. A., besucht, um neben der speziellen Ausbildung der Mitglieder auch für ihre allgemeine Bildung zu sorgen. — Der Mitgliedsbeitrag, sowie das Unterrichtsgeld für jedes Unterrichtsfach beträgt monatlich je 25 Pf.

Die Beteiligung an den einzelnen Unterrichtsfächern ergibt sich aus nachstehenden Zahlen:

	Südost-Schule			Nord-Schule		
	Unterrichts- Abende	ingeschrieb. Schüler	durchschnittl. Theilnehmer	Unterrichts- Abende	ingeschrieb. Schüler	durchschnittl. Theilnehmer
National-Oekonomie	44	44	25	39	24	15
Geschichte	42	19	15	47	19	12
Deutsch	43	39	27	41	33	22
Naturerkenntniss	18	32	23	18	17	12
Oeffentl. Gesundheits- pflege (volksthüml. Medizin)	41	21	13	40	21	13
Rede-Uebung	21	37	25	20	25	17

F. H.